



W. A. Shukowsky's Briefe

an

Seine Kaiserliche Hoheit

den Grossfürsten

Konstantin Nikolajewitsch.



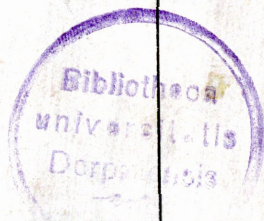
In deutscher Uebertragung

von

Benjamin Cordt.



Autorisirte Ausgabe.



Dorpat.

Verlag von C. Mattiesen.

1881.

1918-3254.

W. A. Shukowsky's Briefe

an

Seine Kaiserliche Hoheit

den Grossfürsten

Konstantin Nikolajewitsch.



XIV 2315mc

W. A. Shukowsky's Briefe

an

Seine Kaiserliche Hoheit

den Grossfürsten

Konstantin Nikolajewitsch.



In deutscher Uebertragung

von

Benjamin Cordt.



„Alles im Leben ist Mittel zum Grossen!“

(C. v. Seidlitz im Leben Shukowsky's.)



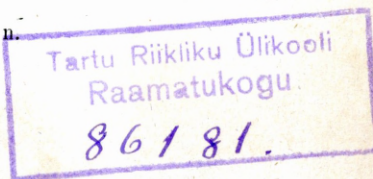
Autorisirte Ausgabe.



Dorpat.

Verlag von C. Mattiesen.

1881.



Von der Censur gestattet. — Dorpat, den 15. October 1880.

Druck von C. Mattiesen. Dorpat 1880.

Seiner Excellenz

dem General-Adjutanten

D. von Richter

widmet

diese Uebertragung

in

tiefster Hochachtung und Verehrung

der Verfasser.

Die Briefe Shukowsky's an Se. Kaiserliche Hoheit den Grossfürsten Konstantin Nikolajewitsch wurden zum ersten Male im V. Bande des „Russischen Archivs“ *) veröffentlicht, wobei sie folgendes Vorwort des Fürsten A. P. Wjasemsky begleitete :

Ein glücklicher Zufall machte uns mit nachstehenden Briefen bekannt. Shukowsky trat mit dem Grossfürsten Konstantin Nikolajewitsch in brieflichen Verkehr, als Se. Kaiserliche Hoheit erst dreizehn Jahre alt war. Zur Uebung im Style, und überhaupt im Ausdrücke seiner Gedanken, musste der Grossfürst allsonntäglich einer bekannten abwesenden Person einen Brief schreiben. Diese Sonntagsaufgaben gefielen dem Knaben durchaus nicht und machten ihm recht viel zu schaffen. Endlich kam Shukowsky an die Reihe: der Grossfürst musste auch ihm einen Brief schreiben. Shukowsky's Antwort erfreute den Grossfürsten so sehr und fand in seinem Herzen einen so freudigen Wiederhall, dass der Wunsch in ihm rege wurde, diesen Briefwechsel fortzusetzen. Die lästige Aufgabe machte ihm jetzt Vergnügen und wurde ihm zur angenehmen Gewohnheit. Das ist der Ausgangspunkt und Entstehungsgrund dieser Briefe, die nun dem Interesse und der Aufmerksamkeit des Lesers zur Verfügung stehen. Der

*) Русскій Архивъ, изданіе Баргенева.

letzte Brief ist kurz vor dem Tode Shukowsky's geschrieben. Die Originale bewahrt der Grossfürst sorgsam und liebevoll.

Die ersten Briefe haben einen vorherrschend pädagogischen Charakter. Weiter aber wird ihr Inhalt sehr mannigfaltig und reich an Betrachtungen der verschiedensten Gegenstände. Sie werden interessanter, könnte man sagen, mit dem zunehmenden Alter des Grossfürsten. Wir finden in den Briefen einen lebhaften Meinungs- und Gefühlsaustausch. Die Poesie, die Moral, die Politik, die älteste Geschichte Russlands, die mittlere und neue Geschichte Russlands wird besprochen; auch religiöse Fragen, die Shukowsky's Geist, und besonders in seinen letzten Lebensjahren, erfüllten, werden verhandelt. Diese Briefe thun uns neue Züge seiner interessanten und anziehenden Persönlichkeit kund. In Shukowsky hat man bis jetzt den Poeten und sittlich-reinen Menschen bewundert. In diesen Briefen ist er ebenfalls ganz Poet; der sittlich-reine, edle Mensch leuchtet hier, könnte man sagen, noch deutlicher und überzeugender hervor in der vollen Manneswürde seines unabhängigen Geistes und seiner gereiften Erfahrung. Vielen könnte es aber unbekannt sein, ja sogar unwahrscheinlich erscheinen, dass er die Ereignisse und brennenden Fragen, die das gesellschaftliche Leben seiner Zeit beschäftigten und aufregten, so treffend und tiefsinnig überschauen, so treffend beurtheilen konnte. Als er sich zurückgezogen hatte, um ganz seiner Poesie zu leben, um sich ganz in die antike Welt seines lieben Homer's zu versenken, folgte er dennoch aufmerksam und mit Interesse den Ereignissen der prosaischen Welt, die ihn umgab. Viele dieser Ereignisse haben in ihm einen strengen Richter gefunden. Er liebt und achtet die Freiheit, er liebt aber auch die Ordnung, die auf den göttlichen, staatlichen und sittlichen Gesetzen beruht, welche die nothwendige Bedingung der Freiheit ausmachen und nicht fehlen dürfen, wenn die Freiheit nicht in blinde Willkür ausarten soll. Seine Ansichten über die Revolution, über Theorie und Praxis, über Stillstand und Bewegung, und andere Stellen in den Briefen beweisen dies klar und deutlich. Alles ist tief durchdacht,

Alles ist lebhaft und eigenartig ausgedrückt. Und sein Urtheil über Peter den Grossen? Seine Ansichten über Petersburg und Moskau im Vergleich zu Konstantinopel? Seine Träume, *pia desideria*, von Jerusalem und der endlichen Befreiung des Heiligen Grabes, ohne neue Kreuzzüge, ohne Blutvergiessen, ohne Greuelthaten, die jeder Krieg, wenn auch unbeabsichtigt, mit sich bringt? Das ist allerdings ein unerfüllbarer Traum — aber dennoch — ein schöner Traum einer poetischen und christlichen Seele.

Und dabei ein logischer, ruhiger Gedankengang, verbunden mit einer warmen und liebenden Seele! In anderer Beziehung, in der Sphäre anderer Begriffe und Eindrücke — welch' frisches und klares Gefühl!

Wie einst die Briefe Karamsin's an Kaiser Alexander I. und seine Kaiserliche Familie, so bereichern auch diese Briefe unsere Literatur um neue Schätze und werfen einen neuen Lichtstrahl in unser gesellschaftliches Leben. Männer, die durch den Dienst oder andere Umstände dem Hofe nahe standen, die sogenannten Hofmänner, waren stets der rücksichtslosen Kritik und dem schonungslosen Tadel derer ausgesetzt, die dem Hofe fern standen. Konnte man auch keine schlagenden Beweise gegen sie beibringen oder sie weder des einen noch des anderen Vergehens zeihen, so ruhte nichts desto weniger ein Verdacht auf ihnen. Wir wollen nicht für den moralischen Halt und die Rechtschaffenheit aller Hofmänner bürgen: sie sind ebenfalls Menschen und viele derselben werden Fehler und Schwächen in demselben Masse besitzen, wie die Männer, welche das Schicksal an einen anderen Platz gestellt hat und die einen anderen Wirkungskreis haben: ihre Amtsthätigkeit wird auch so manche schwache Seite, so manche wunde Stelle aufzuweisen haben. Shukowsky erzählte, dass A. J. Turgenew ihm eines Tages einem, jetzt bereits verstorbenen, Würdenträger der Geistlichkeit vorstellte und dass der Geistliche, als er den Namen des Dichters hörte, gesagt habe: „Ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen: Gott gebe uns recht viele solcher Shuki“. Wir können

nur wiederholen: Gott gebe Russland zum Heile und Segen noch viele Hofmänner wie Karamsin und Shukowsky.

Wir erhielten die huldvolle Erlaubniss, die vorliegenden Briefe zu drucken und beeilen uns, sie den Lesern des „Russischen Archivs“ mitzuthellen: diese Briefe liefern ein reiches Material zu einer ausführlichen Biographie Shukowsky's. Sie gewähren aber noch einen anderen Nutzen: an ihnen kann sich jeder Russe erfreuen und erheben.



Einleitung zur Uebertragung.

Im Jahre 1814, nach der Einnahme von Paris, dichtete Shukowsky die „Botschaft an den Kaiser Alexander“. Das Gedicht drückte poetisch die gehobene Stimmung des ganzen russischen Volkes und die Verehrung vor dem siegreichen Monarchen aus. Im October 1814 übersandte er das Manuscript seinem Freunde Alexander Turgenew in St. Petersburg, zur Darbringung an die Kaiserin Mutter Maria Feodorowna. Er ahnte damals nicht, dass er sich dadurch den Weg zu der Stellung anbahnte, welche er später am russischen Hofe einnahm. — Am 30. December las Turgenew das Gedicht im Cabinet der Kaiserin vor, in Gegenwart der Grossfürsten Nikolai und Michael, der Grossfürstin Anna Pawlowna, wie auch mehrerer anderer Personen.*) Das Gedicht machte auf Alle einen ausserordentlichen Eindruck. Die Kaiserin ward an manchen Stellen zu Thränen gerührt. Sie wünschte, der Dichter — der ihr schon durch das Lied: „Der Sänger im russischen Kriegslager“ bekannt war — möge nach St. Petersburg kommen.

Im Mai 1815 fuhr Shukowsky nach St. Petersburg, wurde der Kaiserin Mutter vorgestellt, verliess aber bald die Residenz. Im Juli sollte er auf's Neue sich nach St. Petersburg begeben, die Kaiserin hatte ihn zu sprechen verlangt. Er zögerte mit der Reise dahin bis Ende August. Am 4. September wurde

*) Dr. C. von Seidlitz: „Wasily Andrejewitsch Joukoffsky“.

er in Pawlowsk der Kaiserin Mutter vorgestellt. Shukowsky erzählt in einem Briefe an seine Freunde seine zweite Audienz am Hofe folgendermassen: „ . . . Am 4. September Morgens langte ich daselbst (in Pawlowsk) an, blieb drei Tage dort, ass zu Mittag und zu Abend bei der Kaiserin und kehrte heim mit der herzlichsten Anhänglichkeit an die erhabene Frau und mit den angenehmsten Erinnerungen an das Wohlwollen, welches sie mir erwiesen. . . . — Am ersten Tage las man meine Balladen vor. . . . Am folgenden Tage las ich selber in einer grösseren Versammlung den „Sänger im Lager russischer Krieger“ . . . Das waren mir angenehme Augenblicke — doch bei weitem nicht die angenehmsten. Was mich ganz besonders angenehm berührte, das war das Gefühl der Dankbarkeit für die rührende Aufmerksamkeit, für das innige Wohlwollen, welches die gesellschaftliche Kluft zwischen mir und der Kaiserin schwinden machten. Diese Dankbarkeit bleibt ewig in meinem Herzen. Wie schön ist's, mit einem solchen Gefühl aus dem Kreise her auszutreten, zu welchem oft nur Ehrsucht drängt — eine Sucht, welche keine reinen Genüsse aufkommen lässt. Ich kenne diese Ehrsucht nicht — ein guter Genius bewahrt mich davor . . .“

Shukowsky hegte nicht den Wunsch, eine Stellung am Hofe einzunehmen. Ihm schwebte ein stilles Landleben vor. Aber es sollte doch anders kommen. Am 4. September hatte er den Zauberkreis betreten, aus welchem er nicht wieder herauskam, und in welchen eine Zaren-Familie ihn mit Liebe und Wohlwollen gebannt hielt.

Ohne eigentliche feste Anstellung ward er Vorleser bei der verwittweten Kaiserin, welche in Pawlowsk einen Kreis von Gelehrten und Schriftstellern um sich versammelte.

Gegen das Ende des Jahres 1817 wurde er aber zum Lehrer der russischen Sprache bei der Grossfürstin Alexandra Feodorowna, Gemahlin des Grossfürsten Nikolai Pawlowitsch, ernannt. Dadurch war es denn entschieden, dass er von nun an der grossfürstlichen, späteren Kaiserlichen Familie angehören sollte. Und mit der ganzen Treue und Kraft seiner

liebenden Seele hat er sich ihr hingegeben und diese seine erste Aufgabe am Hofe so glänzend gelöst, wie alle übrigen.

Seine Wirksamkeit am Hofe, die im russischen Unterricht der eben nach Russland gekommenen Gemahlin des Grossfürsten Michael — Helene Pawlowna — ihre Fortsetzung, und in der Erziehung des Grossfürsten Alexander, der durch die Thronbesteigung seines Vaters, des Grossfürsten Nikolai Pawlowitsch, Thronfolger geworden, ihren Abschluss fand, hat ihm im Laufe eines ganzen Menschenalters von sämmtlichen Gliedern des älteren, wie des jüngeren Kaiserlichen Hauses Beweise von Wohlwollen in so reichlicher Masse eingetragen, dass es wohl keines anderen Beweises dafür bedarf, wie treu und innig er sich seinem Berufe hingegeben und wie viel Anerkennung er sich erworben hat.

Nach fünf und zwanzigjährigem, mit Liebe und Hingebung der Kaiserlichen Familie geweihtem Dienste hatte Shukowsky seine Aufgabe am Hofe erfüllt. Die Erziehung des Grossfürsten-Thronfolgers und der ihm anvertrauten Grossfürstinnen war beendet. Shukowsky verliess nun Russland, um sich in der Fremde, noch am Abende seines Lebens, das Familienleben zu gründen, wonach er in den kräftigsten Jahren des Mannesalters vergebens sich gesehnt hatte. Er liess sich in Düsseldorf mit seiner jungen Frau nieder.

Die Kaiserliche Familie bewies ihrem pädagogischen Hausfreunde aber auch nach seiner Entfernung vom Hofe ein überaus gnädiges Wohlwollen.

In der Zahl der Männer, denen der junge Grossfürst Konstantin auf den Wunsch des Kaisers Nikolai allsonntäglich einen Brief schreiben musste, befand sich auch Shukowsky. Auch des jungen Grossfürsten Herz gewann Shukowsky durch seine Antworten, die des Grossfürsten Gemüth wohlthuend ansprachen. Dadurch dauerte diese Correspondenz später noch fort, bis zum Tode Shukowsky's. Die Briefe Shukowsky's, die Fürst Wjasemsky hat veröffentlichen dürfen, sind zur Charakteristik des Lehrers, wie des Schülers, ausserordentlich interessant. Sie liefern ein besonders reiches Material zur

Charakteristik des Ersteren. Sie lassen uns einen Blick thun in das poetische, ideale, edle, reine Gemüth dieses Mannes; sie zeigen uns aber auch, dass er nicht nur Poet, sondern auch Mensch war, Mensch im wahren, im besten Sinne des Wortes.

Diese Briefe haben aber auch für die weitesten Kreise das grösste Interesse, weil sie darstellen, in welchem Sinne der Mann dachte, sprach und schrieb, welchem die Erziehung des Thronfolgers in Russland, unseres gegenwärtigen Monarchen, anvertraut war und welchem das ganze Kaiserhaus eine innige Liebe weihte. — A. Th. Grimm, in der Biographie der Kaiserin Alexandra Feodorowna, sagt von Shukowsky: „Er war kein Fachgelehrter; in keiner Wissenschaft hätte er selber Vorträge halten können — er war Dichter, und mehr als das, er war der edelste, reinste Mensch, dessen ganzes Wesen die höchste Humanität athmete, frei von jenem kleinlichen Ehrgeize, der besonders an Höfen alles innere Leben erstickt“. — „Wer nur gewohnt ist“, sagt Dr. Carl von Seidlitz in seiner Biographie Shukowsky's, „die glänzenden, lärmenden Begebenheiten an einem Hofe bei Beurtheilung der Charaktere, der Gesinnungen der Glieder eines Fürstenhauses in Betracht zu ziehen, der übersieht gar zu gern die stille, unscheinbare Wirkung, welche ein geliebter, ein geachteter pädagogischer Freund auf die jugendliche Seele seines Zöglings gehabt haben mag. Joukoffsky hat sämmtliche Kinder der Kaiserlichen Familie von der Geburt an bis zu ihrer Mündigkeit heranwachsen sehen; er erfreute sich des aufrichtigsten Wohlwollens der beiden Kaiserinnen, sowohl der Grossmutter als auch der Mutter seines Zöglings; durch sein poetisches, rein menschliches Wesen und Seyn gewann er sich auch die Herzen der edlen Grossfürstinnen; — und so begegneten sich in dem Freunde und Lehrer des Hauses alle Mitglieder desselben in gleicher Liebe“.

Shukowsky gehört unstreitig zu den Männern der Geschichte, deren, weil über den Wirkungskreis individuellen Einzellebens hinausragender, Einfluss, und deren, von reiner, hoher Begeisterung getragenes, Streben, wiederum begeistern und an-

spornen muss, zum *αει αριστευειν και παντων εμμεναι αλλων* — zu heiliger Tugend, edlem Streben.

An den vorliegenden Briefen kann sich nicht nur jeder Russe erfreuen und erheben, wie Fürst Wjasemsky am Schlusse seines Vorwortes sagt — an ihnen kann sich Jeder erfreuen und erheben. Denn die Meister in Kunst und Wissenschaft haben zwar ein specielles Vaterland, aber ihre Werke gehören der Welt und schaffen ihnen gewissermassen eine zweite Heimath überall, wo in den Herzen Liebe für Hohes und Edles wohnt.

Ssewastopol, 12. Mai 1880.

B. Cordt.

W. A. Shukowsky's Briefe

an

Seine Kaiserliche Hoheit

den Grossfürsten

Konstantin Nikolajewitsch.

I.

Meinem jungen Freunde danke ich für seinen angenehmen Brief. Ich habe ihn mit lebhafter Freude gelesen, weil ich sehe, dass er — abgesehen von einigen Fehlern — den Anfang eines bestimmten Styls zeigt. Die Kritik über Grammatik und Logik dieses Briefes werde ich Ihnen mündlich mittheilen. Jetzt sage ich nur, das er nicht frei von Flüchtigkeit ist: mein junger Freund wollte sich seiner Aufgabe schnell entledigen, und daher erreichte sie nicht die Höhe der Vollkommenheit.

Wissen Sie, was Styl ist? Ich wiederhole hier die Worte des berühmten Buffon: Der Styl ist der Mensch. Das ist durchaus wahr: Was der Mensch geschrieben, ist ein getreues Spiegelbild dessen, was er im Leben ist. Denkt der Mensch klar, so ist auch sein Styl klar; empfindet er leidenschaftlich, so ist auch sein Styl leidenschaftlich und voll Kraft; besitzt er einen reichen Wissensschatz, so zeigt sich das in seinem Styl. Das Alles ist aber nur die Grundlage des Styls. Mit dieser Grundlage muss die materielle Kenntniss der Sprache und die Kunst, sie zu gebrauchen, verbunden sein: d. h. man muss die rechten Worte zu wählen und sie an die rechte Stelle zu setzen wissen. Diese Kunstfertigkeit können Sie allmählig durch Uebung erlangen. Vor Allem aber müssen Sie Mensch sein, müssen Sie klar denken, erhaben fühlen, ein warmes Herz und Wahrheitsliebe haben, dann wird Ihr Styl der Ausdruck des Schönen sein; und Jeder, der Sie liest, wird fühlen, dass er sich mit einem Grossfürsten unterhält, der seines Namens und seines Berufes würdig ist. Ich werde Ihnen einen Brief

zeigen, den ich bei meiner Rückkehr nach Petersburg von Ihrem Onkel, dem Könige von Preussen, erhielt; haben Sie erst diesen Brief gelesen, so wird Ihnen klar werden, wie schön ein Styl ist, welcher der Ausdruck einer lebhaften und erhabenen Seele ist. — Auf Wiedersehen, junger Freund!

Ihr alter Freund **Shukowsky.**

Düsseldorf, 17. November 1840.

~~~~~

## II.

Entschuldigen Sie, mein lieber Grossfürst, dass ich Ihren Brief nicht sogleich beantwortet habe: der Abhaltungsgrund war ein trauriger: ich erhielt aus Baden von der Fürstin Wjasemsky die Nachricht vom Tode ihrer Tochter und musste die schwere Pflicht übernehmen, den Vater der Verstorbenen von diesem Unglück in Kenntniss zu setzen. Das Alles hat mich gestern den ganzen Tag in Anspruch genommen.

Bevor ich mich zu Ihrem letzten Briefe wende, mache ich, anstatt einer Vorrede, nur eine allgemeine Bemerkung. Wir fangen an mit einander zu correspondiren. Das soll nicht bedeuten, dass wir uns zu einer bestimmten Zeit Briefe schreiben werden; nein, das bedeutet, dass wir frei, mit gegenseitigem Vertrauen und voller Aufrichtigkeit, unsere Gedanken, Bemerkungen und Gefühle austauschen werden. Folglich bin ich zu der Erwartung berechtigt, dass Sie mir nicht nur einfach Briefe schreiben, sondern auch meine Briefe beantworten werden, d. h. Ihre Gedanken mit den meinigen vergleichen und Aufklärung darüber fordern, was Ihnen unklar erscheint, oder auch Einwand dagegen erheben, womit Sie nicht einverstanden sind. Dieses wird unserem Briefwechsel Leben und Reiz verleihen; dazu wird sich aber von selbst der Nutzen gesellen.

Ich komme jetzt auf Ihren Brief zurück. Ich möchte gern lesen, was Sie Fedor Petrowitsch\*) von sich geschrieben und die Antwort, die Sie darauf erhalten haben. Bitte,

---

\*) Graf Lütke, in der Folge Präsident der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

schicken Sie mir Beides mit Ihrem nächsten Briefe. Bis dahin will ich Ihnen sagen, dass der Ausdruck, dessen Sie sich in Ihrem Briefe bedient haben: „Anstatt meinen Charakter zu schildern, habe ich meine Fehler aufgezählt“, mir nicht ganz klar ist. Was haben Sie geschildert: Ihre Fehler oder Ihre Vergehen? Erstere gehören zum Charakter und machen seine schlechte Seite aus; letztere gehen aus den ersteren hervor und sind nur Zufälle des Lebens, sind Handlungen, in denen sich die Mängel unseres Charakters äussern. Sie gehören zu unserer Lebensgeschichte und bilden des Lebens trübe Seite. Noch Niemand wurde ohne Mängel geboren; aber die Höhe der Vollkommenheit zu erstreben, ist unser Lebenszweck. Unsere Mängel treten uns beim Erstreben dieses Zieles hindernd in den Weg; um diesen Widerstand zu brechen, müssen wir unsere Mängel ausrotten; das ist aber nur dann möglich, wenn wir unsere Fehler oder Mängel kennen. Ich bin sehr erfreut, dass Fedor Petrowitsch Ihnen Gelegenheit bietet, den ersten Schritt auf diesem Wege zu thun; jetzt kennen Sie Ihre Mängel, und in der Antwort, die Sie erhalten haben, sind dieselben ausführlich besprochen, und Sie haben sich das Wort gegeben, an jedem Sonntag diese Antwort zu lesen. Ein sehr löblicher Vorsatz. Hier ist aber etwas zu bemerken: das Bewusstsein, man müsse seine Fehler ausrotten, genügt nicht; auch das ist zu wenig: man muss seine Fehler durch gute Eigenschaften ersetzen. Wenn wir keine Fehler mehr haben, so erreichen wir damit nichts, als dass wir nicht Böses thun. Das ist aber ein negatives Verdienst, in dem uns jedes unbelebte Wesen übertrifft — giebt's doch nichts unschuldigeres als Steine, Bäume und dergleichen. Man muss, um Gutes zu thun, Fehler und Mängel ausrotten und sich mit guten Eigenschaften versorgen. Nehmen Mängel überhand, so werden sie zu Lastern, und unsere Seele wird niedrig, und unser Leben ist für Zeit und Ewigkeit verderbt. Wenn gute Eigenschaften sich festigen, so werden sie zu Tugenden, unsere Seele erhebt sich alsdann über das Niveau des gewöhnlichen Lebens, und das Leben erhält seine wahre Weihe.

Das beste Mittel, um zu diesem Endziel zu gelangen, ist die Gewohnheit. In Ihrem Briefe an Fedor Petrowitsch haben Sie Ihre Mängel beschrieben, er hat sie, Ihrer Ansicht nach, in seiner Antwort noch eingehender erörtert. Sie kennen folglich jetzt Ihre Fehler. Das will aber noch nicht viel sagen. Selbst wenn Sie an jedem Sonntag den Brief Fedor Petrowitsch' lesen, ist das noch nicht viel werth: diese Sonntagsrepetition wird Sie nur ein Mal wöchentlich daran erinnern, was Sie erfahren haben. Aber welches Vortheil erwächst Ihnen daraus, wenn Sie wissen, Dieses oder Jenes an Ihnen sei schlecht; Sie müssen endlich Gewissheit darüber erlangen, dass das Schlechte nicht mehr in Ihnen ist. Da muss die Gewohnheit herhalten. Auf diesem Wege aber ist die erste Station: erkennen, dass Sie nicht frei von Mängeln sind. Nach Ihrem Briefe zu urtheilen, haben Sie diese Station bereits erreicht. Die zweite Station ist: sich das Wort geben, gegen die erkannten Mängel anzukämpfen, wenn sie unserem guten Willen widerstreben. Die dritte und alle folgenden Stationen — deren man je nach der Consequenz eine Menge herzählen kann — ist der Kampf gegen die Fehler und Mängel, ein Kampf auf Leben und Tod. Die letzte Station ist die Gewohnheit, die die Thür zum Heiligthum der Tugend öffnet. Wir Alle, hier auf Erden, wandeln diesen Weg; uns Alle erwartet Gott in diesem Heiligthum, Gott, der uns zu seinen Anhängern geschaffen und uns winkt. Wir Alle sind auf diesem Wege gleich: sowohl der Zar als auch der geringste Bettler — denn am Ende unserer Erdenlaufbahn nehmen wir Nichts in jenes Leben mit, als unsere Seele, alles Uebrige aber, Zarenkrone oder Bettlershemd, ist und bleibt Staub. Der einzige Unterschied ist der, dass ein auf hoher Gesellschaftsstufe Geborener schon in seinem Leben von der Volkstimme gerichtet, nach dem Tode aber, ausser dem Gerichte Gottes, dem Urtheil der Geschichte überantwortet wird, welches seinem Andenken entweder das Brandmal der Schande aufdrückt, oder den Ruhmeskranz aufsetzt. Um Ihnen das Gesagte durch ein Beispiel zu erläutern, weise ich auf den Redner Demo-

sthenes hin. Er stotterte von Geburt an und hatte eine sehr schwache, ja sogar unangenehme Stimme. Er wollte aber Redner werden. Als er seinen Hauptfehler erkannt hatte, fasste er den Entschluss, ihn zu überwinden. Zu diesem Zwecke ging er täglich an das Meeresufer, legte sich kleine Steinchen in den Mund und redete zu den brausenden Wellen mit so kräftiger Stimme, dass auch die brüllenden Wogen den Schall nicht zu übertönen vermochten. Wie viel Stationen er auf diesem Wege machte, weiss ich nicht; genug — er gewöhnte sich daran, laut und frei zu sprechen; seine Reden aber ertönen noch heute im Munde der Nachwelt. Was Demosthenes that, um Redner zu werden, muss ein Jeder von uns thun, um Mensch im wahren Sinne des Wortes zu werden. Und nichts kann erhabener sein auf Erden, als wenn ein Zar, oder der Sohn eines Zaren, des Namens Mensch würdig erscheint.

Mein Brief ist lang geworden. Wenn Ihnen sein Inhalt theilweise unverständlich sein sollte, so bitte ich Sie, im nächsten Briefe Aufklärung darüber zu verlangen. Das Thema dieses Briefes ist werth, mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt zu werden.

Leben Sie wohl, es umarmt Sie herzlich

Ihr Shukowsky.

10/22. December 1840.

---

### III.

Entschuldigen Sie, Hoheit, dass ich Ihren Brief nicht sogleich beantwortet habe. Er hat mich nicht zu Hause angetroffen, später aber hatte ich keine Zeit. Ich danke Ihnen für Ihre angenehmen Zeilen und freue mich sehr, dass unsere Correspondenz fort dauert. Das giebt uns das Mittel an die Hand, jenes Bündniss, das die Umstände zwischen uns, man könnte sagen ohne unser Zuthun, knüpften, noch mehr zu festigen. Jetzt kann dieses Bündniss ein freiwilliges werden, ein Bündniss, das auf der Harmonie der Gedanken und Gefühle basirt, mit Einem Wort, ein freundschaftliches Bündniss.

Wahr ist's, Freundschaft kann nur unter Genossen bestehen, und ich bin viermal älter als Sie. Die Jugend hindert Sie aber nicht, liebenswürdige und auch achtungswerthe Eigenschaften zu besitzen. Da ich oft mit Ihnen verkehrt habe, kenne ich natürlich Ihre Eigenschaften; letztere treten für mich aber mehr in Ihren Briefen hervor, und in diesem Falle wird es mir leichter werden, meine Zuneigung zu Ihnen, durch nähere und persönliche Bekanntschaft mit Ihren Gedanken und Gefühlen, zu verstärken. Sie erschen hieraus, dass bis zur Freundschaft kein grosser Schritt ist; selbstverständlich ist das nicht die Freundschaft, welche einer engen Kameradschaft im Leben entspringt, sondern die, welche aus guten Eigenschaften und dem Austausch guter Gedanken und Gefühle hervorgeht. Der Briefwechsel ist in diesem Fall eine grosse Hilfe. Ein derartiger Briefwechsel muss aber ungezwungen, aufrichtig und zugleich durchdacht sein. Dieses Alles geht gleichzeitig aus unserem Briefwechsel hervor: wir wollen klein anfangen, aber gross endigen.

Ich hätte über Ihren Brief noch Einiges zu bemerken, behalte mir dieses aber für eine andere Zeit vor, weil ich jetzt keine Zeit habe, Ihren Brief aber nicht unbeantwortet lassen möchte.

Ihr alter Freund **Shukowsky.**

16. December 1840.



#### IV.

Mein lieber Grossfürst, ich stehe in Ihrer Schuld und muss mit Ihnen Abrechnung halten. Ich beantworte Ihren letzten Brief. Mit Vergnügen habe ich aus demselben ersehen, dass Sie mein Schreiben aufmerksam gelesen haben: Sie haben nämlich einige Bemerkungen gemacht, über die ich sehr gern mit Ihnen sprechen möchte. Der Vergleich, den ich in meinem Briefe anführte, hat Ihnen den Herkules am Scheidewege in's Gedächtniss gerufen; diese alte Allegorie schildert aber unser Leben im Allgemeinen, und Sie können dieselbe noch nicht auf Ihr Leben beziehen. Diese Allegorie stellt jenen entscheidenden Augenblick dar, wo der Mensch, bereit seine Laufbahn zu betreten, physisch und moralisch vollkommen entwickelt, mit Einem Wort ein Herkules an Leib und Seele, sein ganzes Wissen und Können abschätzen und, Angesichts des Zieles, dem hier auf Erden nachzustreben ihm vorherbestimmt ist, sich für den Weg entscheiden muss, der ihn diesem Ziele sicher entgegenführt. Diese Wahl können Sie noch nicht treffen: Sie besitzen bis jetzt weder die nöthigen Kenntnisse, noch die Kräfte, die uns einzig und allein fester Wille und langjährige Gewohnheit verleihen. Auch sind Sie im Leben noch nicht so weit vorgeschritten, um zu einer solchen Wahl zu schreiten; die Lebensperiode, in der Sie sich jetzt befinden, ist die Epoche der Vorbereitung; Sie sind noch kein Herkules — aber vergessen Sie nicht, dass Sie im entscheidenden Augenblicke mit herkulischer Kraft wählen müssen. Daher bereiten Sie sich rechtzeitig vor, damit Sie nicht schwach und unbewaffnet sind, wenn es gilt, hinauszuziehen in den schweren Kampf, der Ihnen entweder den verdienten Ruhm, oder ver-

dienten Schimpf bringen muss. Und — um in der Allegorie fortzufahren — Sie haben noch keine Laufbahn eingeschlagen, die Ihnen Gelegenheit bietet, thätig zu wirken; Sie streben erst dem Moment entgegen, wo Sie die entscheidende Herkuleswahl treffen müssen, wo das thätige Leben beginnt — der Kampf auf Leben und Tod, der Kampf um Ruhm. Zu dieser Entscheidung muss man gerüstet sein. Worin besteht diese Ausrüstung? Erstens, in Willenskraft, d. h. in der gewaltigen Macht der Seele, durch die wir stets unsere Wünsche besiegen, wenn dieselben unserer Pflicht widerstreiten, durch die wir alles Niedrige dem Erhabenen zum Opfer bringen. Zweitens, in der Erkenntniss, d. h. in der wahren Aufklärung des Verstandes, durch die unser Wissen und Empfinden gleichsam unter einen Generalnenner gebracht, zu einer Haupterkenntniss, der Erkenntniss der Pflicht im Allgemeinen und unserer Bestimmung im Besonderen, vereinigt werden. Das Mittel, eine solche Ausrüstung im Laufe der Zeit zur gehörigen Frist zu beschaffen, ist die Gewohnheit: einerseits die Gewohnheit, den eigenen Verstand zu gebrauchen (beim Erwerben der Kenntnisse) andererseits die Gewohnheit, seinen Willen zu brauchen (beim Festigen der Moralität). Diese Gewohnheit erlangt man nicht im Augenblick, man erlangt sie allmählig; Gelegenheit dazu aber bietet sich uns täglich. Täglich müssen wir im Kleinen eine Herkuleswahl treffen; täglich sind wir verpflichtet, unseren Pflichten den Vorzug vor unseren Wünschen einzuräumen. Wer heute, morgen und übermorgen über seinen Wunsch den Sieg davontragen kann, der hat schon den Grund zur Gewohnheit gelegt. Diese Gewohnheit befestigt sich durch einige erfolgreiche Versuche, wodurch gleichzeitig Kampf und Sieg leichter werden; endlich erlangt der Wille die erforderliche Kraft und wird unüberwindlich. Was ist aber erforderlich, um die Gewohnheit zu erlangen? Erstens, der feste Entschluss zu handeln, wie es recht und billig ist; zweitens, die ununterbochene Erfüllung dessen, was man im Herzen beschloss. Ausserdem muss man seine Mängel kennen, dieselben rechtzeitig überwinden, damit

sie nicht zu Lastern werden; dabei muss man aber auch seine guten Eigenschaften kennen, um sie pflegen zu können und endlich das zu erlangen, was der heilige Name Tugend bezeichnet. Grundlage aller Dinge und allerkräftigster Bestand beim Erringen aller geistigen Güter ist aber der Glaube an Gott und den Erlöser, den Er uns gesandt hat: durch diesen Glauben wird die Seele gereinigt, im Guten gekräftigt, aufgerichtet, wenn sie durch Schwachheit zu Fall kam, durch diesen Glauben bewahrt sie ihre Würde hier auf Erden in Glück und Unglück, und wird auf das ewige Leben vorbereitet.


Bis hierher habe ich im Allgemeinen gesprochen. Jetzt frage ich: welche Anwendung kann dieses Allgemeine auf Sie im Besonderen finden? Fangen Sie mit kleinen Dingen an. Eilen Sie nicht zu weit voraus und denken Sie über jeden Augenblick Ihres Lebens nach. — Wenn Sie sich einige Standhaftigkeit zutrauen, so geben Sie sich das Wort, stets und in allen Dingen das zu thun, was die Pflicht gebeut, und haben Sie sich einmal dieses Wort gegeben, so bemühen Sie sich, demselben stets treu zu bleiben. Um das ausführen zu können, müssen Sie auf sich Acht haben, damit Sie ihres Wortes zu rechter Zeit eingedenk sind; d. h. dann, wenn Sie in die Lage kommen, zwischen Wunsch und Pflicht wählen zu müssen. Wenn Sie zu rechter Zeit des Versprechens eingedenk sind, werden Sie auch zu rechter Zeit enthaltsam sein. Nach einigen Erfolgen wird sich auch die Gewohnheit einstellen. Man darf nur nicht erschlaffen, sondern muss stets festen und gleichen Schrittes vorwärts schreiten und nicht den Muth verlieren, wenn der Erfolg den Erwartungen nicht entspricht. Hier könnte ich Ihnen von einem berühmten Manne erzählen, der ein musterhaft reines und tugendhaftes Leben führte, ich könnte Ihnen erzählen, welch ein einfaches, man könnte sagen kindliches Mittel er brauchte, um zu hoher sittlicher Vollkommenheit zu gelangen. Ich glaube aber, dass Sie noch zu jung sind, um ein solches Mittel auf sich anwenden zu können: Sie besitzen noch nicht die nöthige Standhaftigkeit. Ich werde Ihnen dann davon erzählen, wenn die

Erfahrung gelehrt hat, dass Sie sich schon beherrschen können und sich auf Ihren guten Willen verlassen dürfen. Ich wünsche von ganzem Herzen, dass Fedor Petrowitsch oder ich von diesem einfachen Mittel einst zu Ihnen sprechen könnten.

Ich übersende Ihnen hiermit Ihren Brief an Fedor Petrowitsch und seine Antwort. Ich rathe Ihnen, lesen Sie dieselbe, wenn Sie den Inhalt derselben ausführen wollen.

Es grüsst Sie herzlichst Ihr **Shukowsky.**

29. December 1840.

V.

Ich antworte Ihnen spät auf Ihre drei Briefe, mein lieber Grossfürst. Machen Sie mir keine Vorwürfe. Die Verhältnisse, in denen ich mich jetzt befinde, werden mich bei Ihnen entschuldigen. Ausserdem wusste ich, dass Sie noch nicht zurückgekehrt seien, und erwartete die Meldung Ihrer Rückkehr. Endlich setzte mich Ihr letzter Brief von Ihrer Ankunft in Petersburg und dem glücklichen Ende Ihrer Seereise in Kenntniss. Diesen Brief erhielt ich im Augenblick meiner Abreise aus Frankfurt am Main, zu den Eltern meiner Frau in das Schloss Willinghausen in Hessen-Cassel. Zwei Tage bin ich nun schon hier. Ich beeile mich jetzt Ihnen zu antworten und für Ihre lieben Briefe meinen Dank abzustatten. Besonders dankbar bin ich Ihnen für den zweiten Brief, in welchem Sie kurz aber schön einige Gegenstände beschreiben, die Ihnen auf der Reise aufgefallen sind. Sie haben Recht: das kleine Häuschen Peter's des Grossen in Sardam ist ein Heiligthum. Ein Jeder, auch der Ausländer, sagen Sie, betritt dasselbe wie eine Kirche, deren Trümmer noch Gottes Hauch durchweht. Ich erinnere mich der Augenblicke, die ich allein in dieser niedrigen Hütte verbrachte, wo ich voll Ehrfurcht auf dem Platze sass, auf dem einst Peter sass, beschäftigt mit erhabenen Gedanken über Russland. Sein erhabener Schatten schien über mir zu schweben. Die Verse, die ich niederschrieb, können das nicht ausdrücken, was in diesem Augenblick meine Seele und mein Herz erfüllte und wovon mir der Athem in der Brust stockte.\*) Der Augen-

---

\*) Eine Strophe folgenden Inhalts: Diese kleine Hütte umschweben die heiligen Engel: Grossfürst, bete an! Hier stand die Wiege Deines Reiches, hier ward das gewaltige Russland geboren.

blick aber, da der Urenkel Peter's des Grossen kam, um diesen geheiligten Ort anzubeten, bleibt ein Denkmal, das für Russland wichtig ist. Das freudigste, das selbstloseste Gefühl, das des Menschen Herz erhebt, ist die Dankbarkeit gegen diesen Zaren, den Gründer des Reiches, den Verherrlicher, den Friedensstifter seines Jahrhunderts, den Begründer des Heils für Gegenwart und Zukunft. Dieses Gefühl verbrüderet sogar Menschen verschiedener Nationalität. Auch der Ausländer verehrt dankbar das Denkmal Peter's in Sardam. Peter ist für uns der Vertreter der schöpferischen Kraft, er musste den scharfen Pflug durch den wüsten Boden Russlands führen, die unberührte Erde aufreissen und die harten Erdschollen in weiche Erde verwandeln; er warf auch in diese mühsam gezogenen Furchen den ersten reichlichen Samen, aus dem für seine Nachkommen eine reiche Ernte erwuchs. Er erleichterte seinen Nachfolgern die Regierungslast. In unserer Zeit, inmitten der von ihm angebahnten Ordnung, bedarf es nicht der Opfer, die er seinen erhabenen Plänen bringen musste und mit wunderbarer Selbstverleugnung brachte. Jetzt, wo die Hauptarbeit gethan, fällt es dem Russischen Zaren leicht, gerecht, gütig und mässig zu sein, denn er braucht nicht mehr gegen Wildheit, Rohheit und rasendes Vorurtheil anzukämpfen. Die Gerechtigkeit des Zaren erhält die Sittlichkeit seines Volkes; seine Güte ist Bürge für die Treue seiner Unterthanen, weil sie durchaus auf Liebe beruht; seine Mässigung endlich, begründet geräuschlos, aber beständig und zuverlässig die allgemeine Ordnung.

Ich mache hier eine Bemerkung zu einer Stelle Ihres Briefes. Sie haben da gesagt: „In der Gallerie (im Haag) sind viele gute Gemälde Rembrandts“ u. s. w., „ich aber verstehe von der Malerei Nichts.“ Ich hätte gegen letztere Phrase nichts einzuwenden, wenn Sie gesagt hätten: Sie können den Werth höherer Erzeugnisse der Kunst noch nicht bestimmen. Als Grossfürst, der die Bestimmung erhalten hat, auf ein ganzes Volk Einfluss auszuüben, müssen Sie von Allem eine klare Vorstellung haben, müssen Sie

sich für Alles interessiren, was in das Bereich des gesellschaftlichen Lebens gehört. Die strenge Ordnung allein, die Alles an seinen Platz stellt, macht noch nicht die Wohlfahrt eines Volkes aus. Ordnung ist eine nothwendige Bedingung der Wohlfahrt, erzeugt aber letztere noch nicht. Wo Ordnung ist, muss auch Leben sein. Auch auf dem Kirchhof herrscht Ordnung, und Niemand stört sie hier, das ist aber Ordnung des Grabes. Zur Beförderung der Wohlfahrt des Reiches muss durchaus Alles, was das menschliche Seelenleben ausmacht, ohne Hinderniss erblühen können — aber ohne die Ordnung zu beeinträchtigen. Die schönen Künste verschönen das Leben; der Sinn für das Schöne ist eine der erhabensten Eigenschaften der menschlichen Seele; ohne Schönheitssinn ist der Mensch taub, stumm und blind inmitten der grossen Gotteswelt, wo sich im Schönen der Gott offenbart, der dem Verstande unzugänglich, dem Herzen aber bekannt ist. Sagen Sie nicht, wenn es sich um Kunst handelt: „davon verstehe ich Nichts“. Verschmähen Sie nicht, was die Seele veredelt. Sie bedürfen desselben als Mensch und als Sohn des Zaren, der in seiner hohen Stellung, selbst der Liebe zum Schönen zugänglich, durch seinen Einfluss die Liebe zu den Künsten auch in den Kreisen verbreiten muss, auf die ihm Gott einen grossen Einfluss zuertheilt hat.

Wir wollen in den nächsten Briefen ausführlich darüber plaudern. Jetzt muss ich schliessen, weil der Brief zur Post gebracht werden muss. Ich konnte Ihnen über mich selbst nichts schreiben. Wenn Sie über mich etwas Näheres erfahren wollen, so wird Ihnen der Grossfürst Thronfolger, dem zu schreiben ich das Glück hatte, die gewünschte Auskunft ertheilen. Ich sage Ihnen die wenigen Worte, dass ich vollkommen glücklich in meinem neuen stillen Familienleben bin. Täglich danke ich Gott dafür. Aber auch dafür danke ich Gott, dass ich mit dem Wonnegefühl dieses Glückes stets das unsäglich freudige Gefühl vereinen kann, dass ich mein Glück meinem guten, wohlthätigen Herrscher verdanke. Wohl bin ich hier fern von Ihnen, wenn ich mich aber hier, in meinem

Familienkreise, dessen freue, was jetzt den Reichthum meines Lebens ausmacht, so verkörpert sich diese Freude in der Gestalt des Kaisers, der Kaiserin und meines guten Grossfürsten. Sie haben mir Alles geschenkt, und die schönste Wohlthat, die Sie mir erwiesen, ist die, dass ich ihnen, denen ich mein Leben weihte, im Grunde meiner Seele dankbar sein kann. Leben Sie wohl, mein lieber theurer Grossfürst, fahren Sie fort, standhaft wie bisher, sich auf Ihren erhabenen Beruf vorzubereiten. Schreiben Sie mir bald; ich werde Ihre Briefe mit dem grössten Vergnügen beantworten und Gefühle und Gedanken aufrichtig mit Ihnen austauschen. Meine Frau hat mit inniger Dankbarkeit vernommen, dass Sie ihrer Erwähnung gethan haben.

Uebermitteln Sie, bitte, Ihren Kaiserlichen Hoheiten den Grossfürstinnen die Versicherung meiner tiefsten Ehrerbietung; besonders bitte ich, Ihrer Hoheit Alexandra Nikolajewna mitzuthemen, dass das Poem, dessen Dedication sie anzunehmen geruhte, im Brouillon beendet ist; dass ich dasselbe umschreiben und Ihrer Hoheit darbringen werde, wenn es im Druck vollendet ist.\*) Ich werde eifrig bestrebt sein, meinen Aufenthalt im Auslande zum Besten der Russischen Literatur zu verwerthen. Bis jetzt widme ich mich ausschliesslich dem Familienleben, das mir neu ist; vor mir aber schwebt, wie ein leuchtender Stern — die Rückkehr in die Heimath. Jetzt werde ich an eine neue Arbeit gehen. Ich bitte Sie, die lieben Grossfürsten Nikolai und Michael Nikolajewitsch in meinem Namen zu umarmen; es würde mich unsäglich freuen, wenn Beide mir auch nur ein paar Zeilen schrieben.

Eurer Kaiserlichen Hoheit von ganzem Herzen ergebener

**Shukowsky.**

5/17. September 1841. Schloss Willinghausen, in Hessen Cassel.

\*) Das Poem „Nal und Damajanti.“

## VI.

Ich danke Ihnen, Hoheit, für Ihren lieben Brief und wünsche Ihnen zu gleicher Zeit Glück zum neuen Jahre, das hier am Rhein bereits begonnen hat, für uns aber nach vier Tagen anbricht. Bis jetzt haben wir dasselbe gemeinsam empfangen, jetzt bin ich durch Gottes Fügung fern von Ihnen. Gleichwohl bin ich nicht getrennt von Ihnen: immer und überall gedenke ich Ihrer, immer und überall liebe ich Sie in gleichem Masse. An gewissen Tagen des Jahres wird aber diese Erinnerung lebhafter, und dann zieht mich ein, dem Heimweh ähnliches Gefühl in Ihren Kreis, in dem ich mich stets vollkommen glücklich fühlte; denn mein Herz liebte Sie zärtlich, und der Gedanke, mein Leben könnte denen, die meinem Herzen lieb und werth sind, nützlich sein, erfüllte mich mit besonderer Freude. Jetzt natürlich hat meine Hauptthätigkeit eine andere Bestimmung erhalten, die frühere Liebe aber lebt in meinem Herzen fort und wird nie erkalten. Was soll ich Ihnen am ersten Tage des Jahres wünschen. Eigentlich ist er ein Tag wie jeder andere, er hat aber für uns eine tiefe Bedeutung. Wir gehen mit den Augenblicken nicht sparsam um; wir schenken ihnen ebensowenig Aufmerksamkeit, wie den Drehungen des Rades, dessen Geräusch wir vernehmen, wenn wir von einem Orte zum andern fahren, ohne dass unsere Aufmerksamkeit dadurch gefesselt wird. Ehe man sich besinnt, sind schon die Augenblicke, die schnellen unwiederbringlichen Augenblicke, zu einem entschwundenen Tage geworden. Wir beachten auch die Tage

kaum. Ehe man sich dessen versieht, sind 365 Tage ein vergangenes Jahr. Das Ende des Jahres hat aber etwas Auffallendes, etwas Geheimnisvolles. Da denkt man unwillkürlich an das Leben, an dessen grosse Bedeutung, Vergänglichkeit und Ende und an das, was nach diesem Ende kommen soll. Wer siebenzigmal dem alten Jahre das Geleit geben und dem neuen entgegengehen konnte, der ist schon ein Greis; aber ist siebenzig viel? Gelingt es Vielen, das Hundert zu erreichen? Und was ist das Leben zwischen dem siebenzigsten und hundertsten Jahre? Halber Tod. Wir empfangen gewöhnlich das neue, geleiten das alte Jahr im Familien- oder Freundeskreise. Und in der letzten Stunde des scheidenden Jahres fühlt sich der Mensch gleichsam inniger mit den Seinen verbunden und freut sich inniger darüber, dass noch alle Lieben am Leben sind; die Erinnerung an die, welche aber nicht mehr leben, wird lebhafter. Der Pendelschlag der Uhr, die mechanisch den Lauf der Zeit regelt, wird dem Ohr zur lauten Stimme: man hört gleichsam die Schritte eines auf Nimmerwiedersehn Scheidenden; der letzte Schlag der zwölften Stunde scheint aber der letzte Seufzer des alten Jahres zu sein. Natürlich merken Sie in Ihrem Alter diesen Flug der unaufhaltsam dahineilenden Zeit noch nicht. Das Knabenalter ist sorglos. Die Jugend ist reich an Hoffnungen. Vor ihr liegt noch das ganze Leben; sie ist reich an Jahren und vertändelt Minuten und Stunden — die Scheidemünze des Lebenscapitals — ohne sie zu zählen, und glaubt über einen unerschöpflichen Beutel zu verfügen. Das ist der Charakter der lebhaften, verwegenen Jugend und es ist auch durchaus nicht nöthig, dass ihr heller Blick durch ernste Gedanken an die Vergänglichkeit des Lebens getrübt werde: einem jungen Gesicht stehen die Runzeln des sorgenvollen Alters nicht wohl an. In einem gewissen Alter kann aber die vollkommene Sorglosigkeit in Betreff der Zeit nicht mehr gestattet werden; und ohne dass man an die Vergänglichkeit und Unbeständigkeit des Lebens zu denken braucht, kann man den Werth des Augenblickes bedenken, der an sich

schnell vergeht, aber ewig in der Erinnerung fortlebt, wenn man ihn benutzte. Sie sind vierzehn Jahre alt; Sie stehen schon an der Schwelle der thätigen Jugend, Ihr Leben steht in seiner Blüthe; aber an den Fingern lässt es sich her zählen, dass Sie bereits den fünften Theil jener siebzig Jahre verbraucht haben, die das Grundcapital des Lebens bilden. Mit dem fünfzehnten Jahre kann man in jeder Lebenslage anfangen, an einen sparsamen ökonomischen Gebrauch der Minuten und Stunden zu denken, die so schnell zu Jahren anwachsen: in Ihrer Stellung aber, in der Stellung eines Grossfürsten, ist diese Sparsamkeit strenge Pflicht. Sie sind verpflichtet, früher als Andere ein reifer Mensch zu werden: Sie sind dazu verpflichtet vor Gott, denn Er hat Ihnen diese bevorzugte Stellung unter den Menschen auf Erden ausersehen und dafür eine grössere Verantwortung auferlegt. Sie sind dazu ferner verpflichtet vor ihren Zeitgenossen, denn Aller Augen sind auf Sie gerichtet. Sie werden schon beurtheilt, streng beurtheilt, und was im Leben eines jungen Menschen, den ein bescheidenes Loos den Blicken der Welt entzog, unbeachtet bleibt, das wird in Ihrem jungen, dem Erhabenen, dem Gemeinwohl geweihten Leben beachtet als gutes oder schlechtes Vorzeichen, als Vorläufer des Guten oder Bösen, das durch Sie mit der Zeit Gemeingut Aller werden soll. So leid es mir auch thut, Sie aus dem goldenen, sorglosen Schlummer der glücklichen Kinderjahre zu wecken, muss ich doch sagen, indem ich Ihnen zum neuen Jahr gratulire: Es ist Zeit! Mein lieber Grossfürst, halten Sie Haus mit Ihren Stunden und Minuten: aus diesen werden Jahre. Ihre Lebensjahre aber müssen zu Freudenjahren des russischen Volkes werden, müssen ihm zu Ehre und Nutzen gereichen und ein herrliches Blatt in seiner Geschichte ausfüllen. Ich bringe Ihnen, mein lieber Grossfürst, diesen Glückwunsch aus liebendem Herzen, in der freudigen Zuversicht, er werde Wiederhall und Verständniss in Ihrem Herzen finden, und umarme Sie zärtlich nach alter gewohnter Weise. Ich hoffe, dass Sie meiner am ersten Tage des Jahres gedenken werden; ich

glaube auch, dass Sie am Abend des Vierundzwanzigsten, an unserem schönen Weihnachtsfeste, an mich gedacht haben.

Leben Sie wohl!

Ihr **Shukowsky**.

28. December 1841. Düsseldorf.

P. S. Ich bat den Grossfürsten Thronfolger, Ihren Kaiserlichen Hoheiten den Grossfürstinnen in meinem Namen zum neuen Jahr zu gratuliren; Ich richte dieselbe Bitte an Sie. Ausserdem bitte ich Sie, Ihrer Hoheit der Grossfürstin Alexandra Nikolajewna zu sagen, dass ich das Poem, welches ich Ihr widmen durfte, zum Neujahrstage beendete. Ich corrigirte das Brouillon und fertigte davon eine Reinschrift an (was nicht leicht war, denn ich musste mehr als 200 Seiten umschreiben), aber was ergab sich: ich las die Reinschrift und musste sie noch an fünfzig Stellen corrigiren. Dadurch wurde das Manuscript recht bunt. Ich muss noch eine neue Abschrift anfertigen; ein russischer Copist hat hier nie existirt; ich bin daher gezwungen, diese Arbeit selbst auszuführen. Dieselbe wird wahrscheinlich einen Monat erfordern, weil meine Augen krank sind. Nachmittags und des Abends bei Licht kann ich weder lesen, noch schreiben, und muss es mir versagen, um meine Augen nicht gänzlich zu verderben. Jedenfalls wird diese Widmung, wenn auch verspätet, ein Neujahrsgeschenk, das ich jetzt schon Ihrer Hoheit zu Füssen lege.

Sh.

---

## VII.

Es war mir unendlich angenehm, von Eurer Hoheit einen Brief zu empfangen, da ich so lange weder von Ihnen eine Zeile erhalten, noch auch selbst Ihnen geschrieben hatte. Ich danke Ihnen. Ich danke Ihnen auch für das Portrait, das noch auf der Reise ist und mir schon im Voraus Freude bereitet. Aus dem Briefe Fedor Petrowitsch' ersehe ich, dass auch die Portraits der Grossfürsten Nikolai und Michael Nikolajewitsch beiliegen. Ich bitte Sie, den Grossfürsten in meinem Namen herzlich zu danken. In der Fremde ist solch ein Geschenk besonders lieb und werth: die Lieben in der Ferne nur in der Phantasie zu sehen, ist zu wenig. Ich wünsche von Herzen, die Bilder möchten gut getroffen sein. Wie, d. h. durch wen und wann sind sie abgeschickt?

Ihr Brief ist sehr liebenswürdig; es thut mir aber leid, dass Sie mir so wenig von Ihren diesjährigen Erlebnissen mitgetheilt haben. Dieses Jahr war ungleich reicher an solchen als das vergangene. Sie sind mit dem Meere recht vertraut geworden und haben mehr gesehen, als früher auf dem Festlande. Gern würde ich die Relation lesen, die Sie verfasst haben, von der Abfahrt aus Petersburg bis zur Rückkehr in den vaterländischen Hafen. Auch möchte ich wissen, wie Sie in Zarskoje Sselo leben? Wie wird gewöhnlich der Abend zugebracht? Wie wohnen Sie jetzt, seit der Thronfolger das grosse Palais bewohnt und was giebt's überhaupt Neues in Ihrer gegenwärtigen Lebensweise, im Gegensatz zur früheren? Ich möchte hier in der Ferne wissen und sehen, was Sie treiben und wo Sie sind. In den Zeitungen kann man keine Nachrichten über Russland suchen: sie lügen sinnlos; die einen verfolgen dabei einen Zweck, die anderen halten die Lügen für baare Münze und wiederholen sie schadenfroh.

Dieser unbegründete Hass gegen Russland ist ein merkwürdiges Phänomen unserer Zeit. Ich spreche hier vom Hasse Derjenigen, die die öffentliche Meinung beherrschen wollen und sich dazu der Buchdruckerkunst bedienen. Diese Raserei, mit der einige Zeitungsschreiber uns verleumden, ist dafür bezeichnend, dass Russland in ihren Augen der unerschütterliche und daher verhasste Repräsentant jener Ordnung ist, die sie, die Repräsentanten der sogenannten Bewegung, beseitigen wollen. Bewegung ist eine heilige Sache: Alles in der Gotteswelt entwickelt sich, schreitet fort, kann und darf nicht stillstehen. Stillstand ist unbemerkbarer Tod, der nur Moder hervorbringt. Stete, ruhige, unerschütterte, beständige Bewegung entwickelt die Ordnung, ist das eigentliche Leben. Aber das, was diese Herren Bewegung nennen, ist Zerstörung, ist gewaltsamer Tod — Mord. Das Resultat ist dasselbe: durch Stillstand Moder, durch Zerstörung Trümmer, hier wie dort Tod. — Das Leben liegt in der Mitte. Die Bewegung hemmen oder gewaltsam beschleunigen wollen (d. h. in beiden Fällen das Leben hemmen) ist gleich verderblich. Dieses trifft im Leben eines einzelnen Menschen so gewiss zu, wie im Leben eines Volkes. Herrscher und Fürsten (auch die Grossfürsten) leben, kann man sagen, ein doppeltes Leben: ein Volksleben und das eigene Leben. Wie einfache Leute, müssen sie ihre Zeit begreifen, müssen sich ferner auf der Höhe ihres Jahrhunderts erhalten durch allgemeine Bildung, durch unerschütterliche Gerechtigkeit, die einerseits auf der heiligen, liebenden, christlichen Wahrheit, andererseits aber auf der strengen Gerechtigkeit des Privatrechts basirt. Als Repräsentanten ihres Volkes müssen Sie sein Leben durchleben, d. h. seine Geschichte achten, das bewahren, was die Jahrhunderte für dieselbe schufen, und nicht eigenmächtig, sondern der Stimme der Nothwendigkeit Gehör leihend, das ändern, was die schöpferische Kraft der Jahrhunderte änderte und was an und für sich nicht bestehen kann. Mit Einem Wort — ruhiger Fortschritt ist Ordnung, ist Wohlfahrt, gewaltsame Bewegung ist Revolution; jede Revolution bringt das Bestehende den

Neuerungen zum Opfer, die niemals in der Gestalt erscheinen, die ihnen die Zerstörer des Bestehenden geben wollten. Ich bin aber weit abgeschweift von den Zeitungsschreibern, die unser Heiliges Reussen angreifen. Lassen wir sie ruhen: sie werden unsere Ruhe nicht stören.

Ich komme auf mich zurück, um Ihnen ein Bild meines Lebens zu entwerfen, das übrigens sehr arm an Ereignissen ist. Es ist nicht glänzend, ich darf es aber glücklich nennen. Ich habe stets das höchste Erdenglück im Familienleben gesucht: jetzt hat Gott mir dieses Leben geschenkt. Ich bitte Ihn, Er möge mir diese Gabe erhalten. Sie schreiben von meiner Rückkehr nach Russland und fragen, ob ich bald zurückkehren werde? Ich weiss es nicht. Der Kaiser, dem ich Alles verdanke, der mich mit Gnadenbezeugungen überschüttet hat, ohne die ich an den Besitz dessen, was ich jetzt mein eigen nenne, nicht einmal denken könnte, erlaubte mir, mein Leben den Umständen entsprechend einzurichten. Ich habe mich in Düsseldorf nicht aus freier Wahl niedergelassen — die Gegend besitzt hier wenig Reiz (ausgenommen etwa die Malerakademie); ich habe mich hier bei den Verwandten meiner Frau niedergelassen und verbringe hier die erste Zeit meines Familienlebens, vor Allem, um ohne Zerstreung mir selbst, meinem stillen, friedlichen Familienleben zu leben und mich dabei mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen (in dieser Beziehung habe ich noch recht wenig geleistet und mich, könnte ich sagen, recht lässig damit beschäftigt, jetzt aber soll es anders damit werden); sodann, um hier in der Fremde Vorbereitungen für mein Leben in der Heimath zu treffen, d. h. um durch grosse Oekonomie so viel zu ersparen, dass ich bei der Rückkehr in's liebe Vaterland meinen Hausstand in entsprechender Weise einrichten kann. Die Engländer reisen für einige Zeit auf den Continent, um ihre Vermögensverhältnisse zu verbessern und ersetzen dort durch Oekonomie (die in der Fremde, ausserhalb des gesellschaftlichen Zwanges der Heimath, leichter ausführbar ist), was das Leben im Vaterlande zerrüttet hat. Ich dagegen will hier in der Fremde

für mein Leben in der Heimath sorgen, damit es sich nicht von Anfang an in zerrütteten Verhältnissen, sondern in bester Ordnung befinde.

Wie lange ich dieses Leben fortsetzen werde, weiss ich nicht; jedenfalls sind alle meine Pläne auf die Zukunft gerichtet, die für mich nur in Russland existirt und existiren kann. Zuweilen lasse ich, wie ich schon sagte, der Feder freien Lauf und erscheine vielleicht — wenn mein friedliches Leben keine Störung erleidet — bei Ihnen mit einem grossen Packen verkritzelten Papieres. Uebrigens hat das Gerücht Sie nicht betrogen: ich übersetze die Odyssee. Aus dem Griechischen, fragen Sie? Nein, nicht aus dem Griechischen, sondern folgendermassen. Hier lebt ein Professor, ein gründlicher Kenner der griechischen Sprache\*); er übersetzt mir die Odyssee Wort für Wort, d. h. er setzt unter jedes griechische Wort das entsprechende deutsche. Daraus entsteht ein deutscher Gallimathias, der mir die Worte des Originals in ihrer Aufeinanderfolge und den wörtlichen Sinn giebt; den poetischen Sinn entnehme ich der deutschen Uebersetzung von Voss und einigen anderen Uebersetzungen in Prosa: einer deutschen, zweien französischen und einer sehr schlechten russischen Uebersetzung. Daraus errathe ich den wahren Sinn des griechischen Originals und bemühe mich, in meiner Uebersetzung nicht nur die poetische Treue, sondern — und das ist die Hauptsache — auch die wörtliche Treue zu bewahren, wobei ich so viel wie möglich auch die Reihenfolge der Worte einhalte. Dieses ist in unserer Sprache recht leicht, vermitteltst der Wortstellung (inversion), die unserer Sprache mehr als irgend einer anderen neuen Sprache eigen ist.

Wesshalb habe ich diese Arbeit begonnen? Um mir den hohen Genuss zu gewähren, die antike Poesie in ihrer kindlichen Natürlichkeit in unsere Sprache zu übertragen: ich will mich bemühen, in Russischer Sprache die reine Harmonie wiederzugeben, die vor dreitausend Jahren unter Griechen-

---

\*) Grosshof. — D. Uebers.

lands klarem Himmel ertönte. Das ist eine wahre Erquickung. Die neueste Poesie ist schwülstig und hysterisch, ist trübe und trübt die Seele, so dass sie meinen Widerwillen erregt hat; ich fühle das Bedürfniss, unter den leuchtenden Gestalten der alten Welt auszuruhen. Wenn ich etwas Selbständiges schreibe, so wird es frei sein von dem Fieber, das jetzt überall kocht und überall die Phantasie zum Wahnsinn treibt. Es freut mich sehr, dass Sie die Odyssee lieben; ich selbst liebe Sie mehr als die Ilias. Die Ilias ist reich an erhabenen, poetischen Bildern; in der Odyssee finden wir das ganze Leben längst vergangener Zeit in seiner ganzen kindlichen Sorglosigkeit und ungekünstelten Treuherzigkeit. Wenn ich mit Gottes Hülfe das begonnene Werk vollende, so soll die Odyssee Ihnen gemidmet sein. Bitten Sie Gott, Er möge Ihrem Dichter Gesundheit schenken und ihm das Glück erhalten, mit dem Er ihn so mild gesegnet hat. Ich werde Ihnen bald Nal und Damajanti zuschicken; dieses Gedicht ist längst umgeschrieben und ich weiss selbst nicht, wesshalb ich dasselbe nicht abgeschickt habe; der Hauptgrund dieser Verzögerung ist, dass ich die Widmung noch nicht geschrieben habe. Ich habe sie im Kopfe schon längst beendet, sie ist aber noch nicht in die Feder geflossen. Die Musen und deren Schützlinge, die Dichter, haben oft poetische Launen. Ich lasse Obodowsky bitten, er möchte Ihnen Nal und Damajanti lesen. Dieses Gedicht ist auch in Hexametern geschrieben: man muss aber vergessen, dass es Hexameter sind und die Verse wie Prosa lesen. — Obodowsky versteht das sehr gut. Sie aber bitte ich, mir Ihre Bemerkungen über mein Gedicht mitzuthemen. Diese indische Poesie besitzt unsäglichen Reiz und ist so klar und einfach wie die Homerische. Leben Sie wohl, mein lieber Grossfürst, ich umarme Sie von ganzem Herzen und bitte Sie, mir öfter zu schreiben.

**Shukowsky.**

28. Octbr. (9. Novbr.) 1842. Düsseldorf.

### VIII.

Freuen Sie sich mit mir, mein lieber Grossfürst: Gott hat mir eine liebe Tochter geschenkt, und ich habe das höchste Glück auf Erden — das Vaterglück, kennen gelernt. Ich bin überzeugt, dass diese Nachricht Sie interessiren wird. Ihr Portrait und die Ihrer Brüder empfang ich als Geburtstagsgeschenk meiner Tochter. Ich nahm das als gute Vorbedeutung für ihr Leben auf. Ich danke Ihnen herzlich.

Ihren Kaiserlichen Hoheiten, den Grossfürstinnen Olga und Alexandra Nikolajewna bitte ich zu sagen, dass ich zu hoffen wage, Sie werden gütigen Antheil an meiner Freude nehmen. Meine Tochter wird lernen, Ihrer lieben Namen in Liebe zu gedenken und die Familie ihres Zaren zu segnen.

Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

**Shukowsky.**

7/19. November 1842. Düsseldorf.

---

## IX.

Herr Obodowsky, der mir den Brief Eurer Kaiserlichen Hoheit überbrachte, versprach mir, eine Antwort an Sie mitzunehmen; er konnte dieses aber nicht thun, weil er auf seinem Rückwege mich nicht mehr in Frankfurt antraf: ich brauchte in Schwalbach eine Kur. Da ich wusste, dass Ew. Hoheit auf einer See- und Landreise begriffen waren, beschloss ich, Ihnen bei Ihrer Rückkehr nach Petersburg zu antworten. Jetzt sind Sie heimgekehrt, und ich beeile mich, Ew. Hoheit meinen aufrichtigsten Dank zu sagen für das Vergnügen, welches mir Ihr liebenswürdiger Brief bereitete. Schon lange hatte ich von Ihnen keinen Brief erhalten, setzte aber Ihr Schweigen nicht auf Rechnung Ihres Gedächtnisses — denn ich weiss, dass Sie nicht vergesssam und dass Ihre guten Gefühle beständig sind — sondern setzte einfach voraus, dass Beschäftigungen verschiedener Art Ihre Zeit beanspruchten, und ich bin fest davon überzeugt, dass Sie Ihre Zeit nicht vergeudet haben.

Jetzt sind Sie wieder in der Heimath. Die Menge verschiedenartiger Gegenstände, die in der letzten Zeit an Ihrem Auge vorübergezogen sind, müssen Ihnen jetzt, in der Stille der Erinnerung, als wunderbare Traumgebilde erscheinen. Aus Ihrem Briefe, der noch vor Ihrer Abreise geschrieben ist, ersehe ich, dass Sie derartige Träume schon vor dem Schläfe hatten. Schon an der Neva träumte Ihnen von dem

an Byzanz' Thoren aufgehängten Schilde eines neuen Oleg und Sie schickten sich schon an, für vorkommende Fälle Ihren Schnurrbart zu drehen, der Ihnen, wie Sie schreiben, noch nicht gewachsen ist. Ich wüsste gern, was Sie an diesem keimenden Schnurrbarte gedreht haben und mit welchen Plänen Sie aus Zargrad nach Petrograd zurückgekehrt sind. Uebrigens sage ich Ihnen, dass es mich sehr freut, in der jungen Brust eines Russischen Grossfürsten unbegrenztes Verlangen nach rühmlichen Thaten lodern zu sehen. Hier erfreut mich nicht sowohl die Möglichkeit, dass daraus denkwürdige Thaten entstehen könnten (denn in unserer Zeit bedarf es nicht rühmlicher Thaten, die nur wenige Auserwählte verklären, sondern Thaten der Wahrheit, der göttlichen Wahrheit, die Allen eine Wohlthat sind), als sowohl das Bestreben, aus dem Kreise des Alltäglichen herauszukommen, ein Streben, mit dem natürlich auch die Fähigkeit, Grosses zu leisten, verbunden ist. Es ist gut, wenn die jugendliche Brust von Thatendrang erfüllt ist. Unterstützt durch Kenntnisse, aus denen Grundsätze hervorgehen (die den Compass des Lebens bilden) und erleuchtet vom Scheine des Christenthums (das dem Leben den rechten Sinn verleiht), sagt uns die Erfahrung des reiferen Alters, was wir thun, wie wir handeln, was wir vertreten sollen.

Ihr Traum vom Schilde Oleg's hat gewiss poetischen Werth; in praktischer Hinsicht ist er einfaeh Traum, und ich wünsche, dass er für immer ein unerfüllter Traum bleiben möge. Byzanz ist eine verhängnissvolle Stadt. Byzanz besiegelte Roms Untergang. Seit Rom von nördlichen Völkern geplündert und zerstört war und dieses Byzanz die zweite Hauptstadt des Reiches wurde, war es nach Aussen hin der Zankapfel wilder Horden, im Innern aber eine Höhle des schmachlichsten Verfalles. Auch unsere kriegerischen Vorfahren verlockte es, die Feldzüge Oleg's und Igor's waren aber nur siegreiche Raubzüge. Swjatoslaw hatte besseren Erfolg, verliebte sich aber in das eroberte Land, vergass darüber sein Russland und musste schwer dafür büssen.

Petersburg (in welchem uns die mächtige Hand Peter's an ferner, mit dem Schwerte errungener Grenzmark des Reiches ein Fenster nach Europa hin öffnete) bewirkte, dass Russland ein grossartiger Anbau dieses nördlichen halbgermanischen Hafens wurde und das nationale Moskau, mit der ganzen historischen Vergangenheit Russlands, in das Meer der Vergessenheit gesenkt und vernachlässigt ward. Seit dieser Zeit schauen wir aus diesem Fenster dem Schattenspiele in Europa zu und vergessen darüber die Hauptsache, unser kräftiges, von eigenem Leben strotzendes Russland. Wenn aber Peter, anstatt unter gewaltigen Anstrengungen auf einem Sumpfe die steinerne Petropolis zu gründen, seine Kräfte auf die Eroberung der prächtigen Konstantinopel am Bosphorus verwandt hätte? Was wäre dann aus dem Russischen Moskau geworden? In Konstantinopel, das durch seine schöne Lage zwischen zwei berühmten Meeren, durch die grosse Naturschönheit, von der es umgeben ist, durch Kunst und historische Erinnerungen (die wir NB. nicht haben) — mit vollem Recht die Hauptstadt eines grossen Reiches sein kann, wären die rechtgläubigen Zaren Russlands im Serail des Sultans, dem neuen Palais der byzantinischen Herrscher, aus dem Gesichtskreise Russlands verschwunden. Nein, Gott bewahre uns vor einer Umwandlung des Russischen Zarthums in ein byzantinisches Kaiserreich! Konstantinopel weder nehmen, noch nehmen lassen, das genügt uns. Nein, Russland braucht zu seinem Heil, zu seiner wahren Grösse, nicht äusseren blendenden Glanz; Russland bedarf einer inneren, wenn auch nicht glänzenden, so doch streng-beständigen, nationalen Entwicklung. Auch das Volk mit seinem erstaunlich festen und lebhaften Charakter, seiner Anstelligkeit, mit seinem gesunden klaren Verstande, seiner kindlichen Empfänglichkeit für den christlichen Glauben, seiner bis jetzt unerschütterten Ergebenheit und Achtung vor der Autorität, muss aller Güter des gesellschaftlichen Lebens theilhaftig werden; nicht plötzlich darf dieses geschehen, wie es Peter in seiner Ungeduld anstrebte, als er dem Volke plötzlich äussere europäische Bildung verlieh,

sondern muss vermittelt werden durch den ruhigen Gang der wohlthätigen Wahrheit, ohne das Bestehende dem Zukünftigen zu opfern, ohne nutzlose Neuerungen einzuführen. Die Gesetze dürfen dabei einzig und allein aus der göttlichen Wahrheit hergeleitet werden: durch die Ehrfurcht vor dem Gesetz muss in den Herzen das Rechtsgefühl befestigt und durch die Worte der Geistlichkeit der lebendige Glaube verbreitet und der Aufklärung gesunde Nahrung zugeführt werden; diese Aufklärung, die auf dem Christenthum beruht, wird die Sitten reinigen und das Volk ohne Zwang zu Menschen- und Bürgerwürde führen.

Unsere Zeit hat bewiesen, dass die eigentliche Macht nicht in der Grösse des Reiches, sondern in der inneren Wohlfahrt besteht. Napoleon konnte sich in seiner Weltherrschaft nicht behaupten, weil sie durch Gewalt und Unterjochung gegründet war. Bessere Grenzen als diejenigen, welche Russland gegenwärtig hat, lassen sich nicht denken (obgleich es auch jetzt klägliche Ueberschüsse hat); wehe aber, wenn wir unsere Grenzen erweitern wollten! Aeussere Feinde können das innere Leben Russland's nicht antasten (Gott bewahre uns vor inneren Feinden). Die Quellen seines Reichthums (die noch nicht alle entdeckt und verarbeitet sind) sind unerschöpflich; es ist Raum vorhanden für eine dreifache Bevölkerung, und auf dem Russischen Throne die Selbstherrschaft, d. h. die unumschränkte Macht, im Einklange mit der Göttlichen Wahrheit, für die Wohlfahrt zu sorgen — Welch' herrliche Perspective eröffnet sich da dem Russischen Zaren und Volke! Kann in diesem herrlichen Gemälde die Eroberung Platz finden, d. h. ein vergänglicher Ruhm Eines auf Kosten der Wohlfahrt Vieler? (Hierunter verstehe ich alle Eroberungen à la Napoleon, nicht aber die unumgänglichen Eroberungen, welche Macht und Selbständigkeit der Völker bedingen: diese Eroberungen hat Russland aber bereits gemacht.) Das bedenken Sie, wenn der keimende Schnurrbart Sie sticht. Ich gebe meine Worte nicht für unbedingt wahr, sondern einfach für meine Ueberzeugung aus.

Eure Hoheit würden mich sehr verpflichten und erfreuen, wenn Sie mir eine kurze Schilderung Ihrer ganzen Reise zukommen liessen. Während Sie, ein nordischer Odysseus, auf dem Meere herumsegelten, habe auch ich nicht gesäumt, mit meinem griechischen Odysseus zu reisen und habe mit ihm bereits 12 Stationen zurückgelegt, d. h. ich habe schon 12 Gesänge der Odyssee übersetzt. Auch ich wäre bereits in den Hafen eingelaufen, wenn mich nicht Krankheit auf dem Wege aufgehalten hätte. In den letzten Monaten des vorigen Jahres, und bis zum Sommer dieses Jahres, bin ich immer unwohl gewesen; darauf fuhr ich zur Kur nach Schwalbach; sodann musste ich noch andere Reisen unternehmen — mit Einem Wort, ungefähr ein Jahr lang habe ich meinen Helden nicht gesehen. Jetzt fange ich wieder an, mich mit ihm zu unterhalten, und würde mich sehr freuen, wenn ich denselben, bei meiner Rückkehr nach Russland, Ihnen in der Gestalt vorstellen könnte, in welcher ihn Homer kannte, aber mit dem Unterschiede, dass er ein reines wohlklingendes Russisch spricht. Durch diese Uebersetzung hoffe ich, wenn mir dieselbe mit Gottes Hilfe gelingt, eine Weile im Gedächtnisse des Vaterlandes fortzuleben. Die Hoffnung, einen Winkel in dieser Erinnerung einzunehmen, hat grossen Reiz. Mich zieht aber nicht sowohl diese Aussicht an, als die Arbeit selbst; denn nichts ist bezaubernder, als reine Poesie. In seiner Sprache das getreu wiederzugeben, was in grauer Vorzeit harmonisch ausgedrückt wurde, als man noch eine kindliche, ungekünstelte, natürliche Sprache redete, ist ein unbeschreibliches Vergnügen; und dieses Vergnügen gewährt mir in reichem Masse die Unterhaltung mit meinem Homer, der gewaltig ist wie Zeus, der Donnerschleuderer, rein wie Charis, treuherzig wie Psyche und gesprächig wie ein greiser, blinder Seher, der in seiner Blindheit Vergangenheit und Zukunft erschaut und dessen bewusst ist, dass sich um ihn her eine zahlreiche Menge scharft, um seinem wunderbaren Gesange zu lauschen.

Hiermit sage ich Ihnen Lebewohl. Ich bitte Sie, an meiner Stelle meinen guten, stets liebenswürdigen Fedor

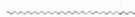
Petrowitsch zu umarmen und ihn meiner unwandelbaren freundschaftlichen Hochachtung zu versichern. Drücken Sie Grimm die Hand und erbitten Sie mir den Segen unseres lieben Seelsorgers W. B. Bashanow. Gott mit Ihnen, mein lieber Grossfürst. Ich werde Ihre Relation mit Ungeduld erwarten, und bitte Sie dringend, mir dieselbe nicht vorenthalten zu wollen.

**Shukowsky.**

Frankfurt am Main, 21. October (2. November) 1845.

Ich bitte Sie, Ihren Hoheiten den Grossfürsten Nikolai Nikolajewitsch und Michael Nikolajewitsch meiner zu erwähnen; ich versichere Höchstdieselben meiner aufrichtigen herzlichen Ergebenheit.

Sh.



## X.

Ich bringe Ew. Kaiserlichen Hoheit meinen herzlichsten Glückwunsch dar zu Ihrer Verlobung, die uns Alle erfreut hat. Ich bitte Gott, Er möge Ihnen das Glück zu Theil werden lassen, das Sie verdienen, d. h. das Glück, welches sowohl mit Seinem Willen, als auch Ihren Wünschen übereinstimmt. Dass Ihre Verlobung gerade jetzt stattgefunden, scheint mir eine gute Vorbedeutung; während sich in Europa Alles verfinstert, feiert Russland ein Familienfest seines Zaren. Und so wird es auch in Zukunft sein! Während die übrigen Völker Europas mit ihren Herrschern Bürgerkriege führen, bleibt die Eintracht zwischen der grossen Russischen Familie und ihrem Vater von Gottes Gnaden unerschüttert und ungetrübt. Auch das ist gut, dass wir vor wenig Tagen das fünfzigjährige Jubiläum des Russischen Feldzeugmeisters gefeiert haben. Die Russischen Kanonen haben jetzt und hatten stets viel zu bedeuten. Jetzt wird jeder Russe die Worte wiederholen, welche am Tage der Borodino-Feier im Namen des jungen Heeres den Veteranen zugerufen wurde, die auf den Gefilden von Borodino ihr Leben gelassen:

Rühet sanft, Ihr Heldenbrüder!  
Grüssend reichen wir hinüber  
In das stille Todtenland  
Euch die treue Bruderhand!

Auch wir wollen wacker streiten  
Und den Heldentod erleiden,  
Ruft der Zar uns einst zum Streit  
Für des Landes Herrlichkeit.

**Shukowsky.**

1848. 8. März n. St., Frankfurt am M.

---

## XI.

Ich benutze die Durchreise eines Couriers, um Ew. Kaiserlichen Hoheit meinen herzlichen Dank darzubringen für Ihren Brief, mit dem Sie mich erfreut haben; er ist vollkommen im Styl Ihrer Kindheit gehalten, in welcher Sie mir so viel Freundschaft erzeigt haben. *Le style c'est l'homme*, sagt Buffon. Diese Worte berechtigen mich zu dem Schlusse, dass auch Sie dasselbe sind, was Ihr Styl ist, d. h. dass Sie nach wie vor der Freund Ihres gealterten Shukowsky sind.

Ich kann jetzt nicht viel schreiben, daran hindern mich meine kranken Augen, die es mir fast einen Monat unmöglich machen, irgend eine Arbeit vorzunehmen. Ich wollte Ihnen nur sagen, wie sehr mich Ihr Brief erfreut. Auch muss ich Ihnen eine Mittheilung machen: die ersten XII Gesänge der Odyssee sind übersetzt und bereits unter der Presse. Der Druck wird bald vollendet sein. Gestützt auf Ihre Erlaubniss, Ihnen meine Uebersetzung widmen zu dürfen, habe ich Ihnen diesen Band zugeeignet; ich hoffe, Sie werden mich deshalb nicht schelten. Ihnen muss die Odyssee gehören. Sie haben auf Ihrem Russischen Schiffe alle die Gestade besucht, welche vor 3000 Jahren Odysseus gesehen hat. Was Homer tausend Jahre vor Chr. Geb. von ihm erzählte, widmet der Uebersetzer Homers im XIX. Jahrhundert nach Chr. Geb. dem Russischen Odysseus. Ich wünsche, das Russische Echo der griechischen Leyer möge in Ihrem Ohr angenehm wiederhallen.

Zum Schluss danke ich Ew. Hoheit herzlich für das köstliche Geschenk, das Sie mir gemacht haben, für Ihre eigenhändige Copie des Manifestes, dieses Ausdruckes der

fürstlichen Seele des erhabenen Kaisers, der zu seinem Volke in einer Sprache redet, die seiner würdig ist und vom treuen Volke voll Vertrauen und Liebe aufgenommen wird. Dieses Manifest hat das ganze Reich erschüttert. Es hat durch seinen hohen Gedanken auch hier einen überwältigenden Eindruck auf die Aufrührer gemacht. Aber ich muss schliessen, der Courier reist ab.

Gott segne Sie und giesse seinen Segen über Ihr Familienleben aus.

**Shukowsky.**

19. April (1. Mai) 1848, Frankfurt am Main.

~~~~~

XII.

Ich benutze eine Gelegenheit, um Eurer Kaiserlichen Hoheit zwei Bände meiner Werke zuzusenden, die soeben im Druck erschienen sind; sie enthalten nur Neues. Im letzten Theile finden Sie auch die ersten XII Gesänge der Odyssee, deren Uebersetzung Ihrem Namen gewidmet ist. Nehmen Sie diese meine jüngste Tochter gütig an. Nach Art der Greise liebe ich sie, die mir in meinem Alter geboren ist, mehr als alle meine älteren Kinder, von denen das erste vor 50 Jahren das Licht der Welt erblickte. Zum Schluss wünsche ich Ew. Hoheit alles mögliche Gute und schliesse mit einem kurzen Wörtchen, welches mein Herz vor Freuden springen lässt: auf baldiges Wiedersehn!

Shukowsky.

16. (28.) Mai 1848, Frankf. am M.

XIII.

Mit bewegtem Herzen schreibe ich Eurer Kaiserlichen Hoheit: dieser Brief ist zugleich ein inniges Gebet für Sie zu Gott, der Ihnen am heutigen Tage den Weg zum besten, reinsten Erdenglück weist; möge Er auf diesem Wege Ihr Schutz und Schirm sein. Ein weites Feld der Thätigkeit eröffnet sich Ihnen: vor Ihnen liegt erstens eine öffentliche Laufbahn, auf die Vaterland, Zeitgenossen und Nachwelt erwartungsvoll ihre Blicke richten. Ueber die Erfolge, welche Sie auf diesem Wege erringen, müssen Sie einmal Russland, sodann der Geschichte Rechenschaft ablegen. Der zweite Wirkungskreis, dem Sie sich widmen müssen, ist der häusliche, der private. Hier ist Ihr Gewissen Ihr einziger Richter. Wenngleich diese Wirksamkeit nicht von den äusseren glänzenden Erfolgen der öffentlichen Laufbahn gekrönt wird, ist sie für uns dennoch in sofern von grösster Bedeutung, als sie unser Seelenleben entwickelt und uns dadurch auf die öffentliche Wirksamkeit vorbereitet. Im Staatsleben ist Vieles völlig unabhängig von unserem Willen, äussere Umstände sind hier von grossem Einfluss; im Privatleben dagegen sind wir Alles, und unser Schicksal ist dabei ein treues Spiegelbild unserer Seele. Gott hat mir nicht das Glück beschert, diesen Tag bei Ihnen verleben zu können. Von meiner Reise nach Russland verschlug mich die Cholera nach Süddeutschland. Und anstatt jetzt an der Freude des Russischen Volkes über das neue Familienglück des Kaiserhauses theilnehmen zu können, muss ich mich in der Fremde langweilen, umgeben von unsinnigen Unruhen, deren gute Seite ich nur darin sehe, dass sie jeden Russen auf's lebhafteste davon überzeugen, dass

wir einen grossen Schatz in diesem historischen, patriarchalischen, kindlichen Verhältnisse der Unterthanen zum Zaren besitzen, welches das grosse Reich zu einer grossen Familie vereinigt. Jetzt erhebt sich meine Seele mehr als je bei dem Gedanken an Bedeutung, Weg und Bestimmung unseres Heiligen Reussen. Welch ein Glück für mich, bei meiner Rückkehr in das Vaterland, mit Ihnen im Kreise Ihrer Familie über diesen Gegenstand zu sprechen, der uns beiden heilig ist. Jetzt werde ich Alles, was um mich her geschieht, kaum beachten und das begonnene Werk vollenden. Es ist zugleich eine reine Quelle der Erquickung und ein Heilmittel gegen den trüben Eindruck, den die äusseren Verhältnisse auf mich machen, obgleich sie mir fremde sind. Vor geraumer Zeit schickte ich Ihnen bereits den Abdruck des ersten Theiles der Odyssee; gestützt auf Ihre persönliche Erlaubniß, nahm ich mir die Freiheit, Ihnen die Uebersetzung zu widmen; ich weiss nicht, ob Sie meine Sendung erhalten haben? Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, dass die Widmung meines letzten — und wie es scheint — bedeutendsten poetischen Werkes Ew. Hoheit nicht unangenehm sein wird. Ich hoffe, dass bei meiner Rückkehr nach Russland auch der letzte Theil der Odyssee beendet und vielleicht auch schon gedruckt ist.

Ich bitte Ew. Hoheit, Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Grossfürstin alle meine Glückwünsche zu übermitteln; gleichfalls bitte ich Sie, Ihren Majestäten meine ehrfurchtsvolle Gratulation zu unterbreiten.

Ew. Kaiserlichen Hoheit unterthänigster Diener

Shukowsky.

13. August 1848, Baden-Baden.

XIV.

Wie freute ich mich bei dem Gedanken, Eure Kaiserliche Hoheit in Warschau zu sehen! Aber dieses Glück ist mir nicht zu Theil geworden. Wie schön wäre es gewesen, wenn ich Ihnen den zweiten Theil der Odyssee persönlich überreichen und mich über das Georgskreuz hätte freuen können, das neben der schönen Maria-Theresia Ihre Brust schmückt. Um so mehr muss ich Ihre Abwesenheit empfinden, als Alles, was mich umgiebt, in Trauer versunken ist; wir verlieren einen Schatz, der Jedem von uns theuer war, wir trauern mit unserem Herrscher über den Verlust eines unersetzlichen Gutes. Der Hinscheidende war eine reine Seele, ein zärtliches, gutes Herz, er war die verkörperte Wahrheit und Redlichkeit. Alles ruht in Gottes Hand; aber hier muss man allem Anscheine nach das Schlimmste erwarten, oder Gott muss ein Wunder thun. Es fällt mir schwer, Ew. Hoheit dieses zu schreiben. Schwer wird es mir auch, von hier abzureisen, ohne Sie gesehen zu haben; aber ich muss zu meiner kranken Frau zurückkehren; sie kann in diesem Winter nicht nach Russland reisen. Eure Hoheit würden mich unsäglich erfreuen, wenn Sie mir ein paar Zeilen als Antwort zu schreiben geruhten; wahrscheinlich werde ich recht bald in Baden sein. Meine Adresse: „A Bade-Bade, au Graben, maison Kleinmann“.

In tiefster Ehrfurcht verbleibe ich Ew. Kaiserlichen Hoheit unterthänigster Diener

W. Shukowsky.

Warschau, 24. August 1849.

XV.

Ich eile, den Brief Eurer Kaiserlichen Hoheit, den ich gestern erhielt, zu beantworten. Er hat mich erfreut und zugleich betrübt. Erfreut hat er mich, weil er so wunderbar liebenswürdig ist, betrübt hat er mich, weil ich F. P. Lütke einen Brief geschrieben und bereits abgeschickt habe, in dem ich ordentlich auf das Schweigen Eurer Kaiserlichen Hoheit schalt, und weil es mir nach Empfang Ihres Briefes um so schwerer auf's Herz fiel, dass ich zu unrechter Zeit gegrollt hatte. Aber meine Erregung beweist ja nur, dass mein Herz Ihnen innig zugethan ist. Ich will jetzt vom fröhlichen Inhalt Ihres Briefes sprechen. Er hat mich dadurch erfreut, dass er so liebevoll geschrieben ist: d. h. dass ich in ihm dieselbe helle, jugendliche Güte Ihres Herzens wiedergefunden habe, die mir aus der Zeit Ihrer Kinderjahre bekannt ist. Gott erhalte Ihnen dieselbe für Ihr ganzes Leben und lasse sie reifen und zu einer beständigen Begleiterin festen Willens und zu einer Quelle strenger Vernunft werden. Ihr Brief hat mich auch deshalb sehr erfreut, weil ich (nachdem ich lange keinen Brief von Ihnen empfangen) in diesem letzten Brief einen gereiften, lebhaften und regelrechten Russischen Styl fand; das bestätigt mir wiederum die Wahrheit von Buffon's Ausspruch: *le style c'est l'homme*. Sie sind herangereift und mit Ihnen unbemerkt Ihre Sprache, obgleich Sie natürlich nicht ausschliesslich die Schriftstellerkunst betrieben haben. Aber auch in dieser Beziehung hat mir Ihr Brief gefallen. Er ist grammatikalisch richtig, was nicht immer mit natürlicher Lebhaftigkeit und Anmuth verbunden ist. Ihr Brief hat mich endlich auch in poetischer Hinsicht erfreut. Sie sprechen über meine Odyssee nicht in allgemeinen Phrasen, sondern sagen mir gerade das, was ich von jedem Leser hören möchte, der poetisches Gefühl und feinen Geschmack besitzt. Und mich

als Autor freut, dass Sie mit diesem frischen, durch keine Schulregeln getrübbten Gefühle in meiner Uebersetzung das herausgefunden haben, was ich hauptsächlich bezweckte und was nicht fehlen darf, wenn die Uebersetzung, abgesehen von allen übrigen Vorzügen, nicht untauglich sein soll: die heilige, reine, jungfräuliche Einfachheit. Wenn Sie, ohne, wie auch ich, Griechisch zu verstehen, durch meine Odyssee den dreitausendjährigen Greis Homer kennen lernten, wenn er Ihnen in meiner Copie als treuherziger, begeisterter Rhapsode erschien, der von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf wandert, beim Klange der Leyer seine Sagen von den herrlichen Tagen des Alterthums einfach, ungeschminkt und ausführlich singt oder recitirt, und wenn auch Sie unter seiner dichterischen Begeisterung erbeben, wie vor dreitausend Jahren Alt und Jung im versammelten Volke — dann ist wohl meine Arbeit gelungen und gewiss, dass im Gespräche mit dem Dichter, der durch dreissig Jahrhunderte von mir getrennt ist, ein Herz dem andern Antwort gab. Wie man den Homer übersetzen muss, davon habe ich in dem Fragment, das der Odyssee zum Vorwort dient, gesprochen. Ich möchte von Ihnen erfahren, ob ich diese Bedingungen erfüllt habe. Aber, um auf Ihren Brief zurückzukommen, ich freue mich über Ihre Bemerkungen zu meiner Uebersetzung, nicht weil Sie mich loben, sondern meine Freude gilt Ihnen; diese Bemerkungen hätten mir ebenfalls Freude gemacht, wenn sie meiner Arbeit ein strenges Urtheil gesprochen hätten; ich freue mich für Sie, weil ich aus Ihrem Schreiben ersehe, wie sehr Ihre Seele der Poesie zugänglich ist. Und glücklich die Seele, der die Poesie zugänglich ist — es ist ein Schatz für dieses Leben. Ich werde an dieser Stelle nicht erörtern, was ich unter dem Worte Poesie und dem Worte Poet verstehe (wenn Sie mein Urtheil darüber hören wollen, so lesen Sie meinen Brief an Gogol, der im Moskwitjanin abgedruckt ist, in welcher Nr. weiss ich nicht, das wird Ihnen Plettneff sagen). Was aber das Fehlen der Poesie heisst, das zeigt uns deutlich unsere jämmerliche, prosaisch-zerstörende Zeit,

in der alles Seelische, alles Heilige, Göttlich-Historische vernichtet ist. Theuer, heilig und geachtet ist jetzt nur das, was man mit den Händen greifen, mit Recht oder Unrecht in die Tasche stecken kann, was sich in Rechnung bringen oder auf Waagen wiegen lässt — ein grober Materialismus herrscht, jeder positive Glaube wird verlacht, nur der sichere Gewinn hat Werth. Sie sehen selbst, was das Fehlen der Poesie in der Ordnung des bürgerlichen Lebens hervorgebracht hat. Die Ordnung beruht auf dem Glauben an Gott, auf dem Glauben an die Gesetzmässigkeit der Autorität, auf dem Glauben an Gesetz und Pflicht, d. h. auf dem uneigennütigen Gehorsam des Herzens, auf seiner Achtung vor diesem unsäglich Heiligen, der wahren Würde des Lebens — der Poesie des Lebens, so lange es sich in den Schranken des Erdenwandels befindet. Ich habe einst gesagt: Es offenbart in unseren heiligen Träumen sich hier auf Erden Gott als Poesie, und das scheint mir mathematisch richtig zu sein. Gott ist die Wahrheit; zu dieser Wahrheit führt der Glaube, dessen Ziel ausserhalb der Grenzen dieser Welt liegt. Die Poesie ist der Gott auf Erden, folglich ist sie der Traum der Wahrheit, d. h. ihr irdisches Ebenbild, wenn nur der Traum ein heiliger ist. Dieser Traum kann aber auch nicht heilig sein, wie alles Irdische, das sich zwischen zwei Gegensätzen befindet: dann ist er die Antipoesie, der Geist der Finsterniss in den verderbten irdischen Träumen.

Wohin bin ich aber vom Thema abgeschweift? Sie sehen, was aus der bürgerlichen Ordnung geworden ist, seit die Poesie geschwunden ist. Um nicht unklar oder lächerlich zu erscheinen, muss ich wiederum vom Thema abschweifen. Nicht das Versemachen allein ist Poesie: sie ist der Lebenshauch Gottes, den Er über Seine Schöpfung ausgegossen hat, den Alle fühlen, nur wenige Erleuchtete aber in Wort, Farbe, Marmor u. s. w. auszudrücken vermögen. Die Quelle dieser Poesie ist die Begeisterung (die Begeisterung, welche ich den Glauben an das Grosse und Schöne, das plötzlich unsere Seele umfängt, nennen möchte). Dieser Begeisterung ist mehr oder

weniger jede Seele fähig; und es hat auch auf Erden viele grosse Poeten gegeben, die nicht einen Vers geschrieben haben. Eines der herrlichsten Beispiele einer solchen Begeisterung sprach sich aus in den Worten: kniet nieder! durch welche ein grosser Haufe aufrührerischen Volkes vor dem Heiligthum des Glaubens und der Macht niedergeworfen ward. Und das Fehlen dieser Poesie hat das hervorgebracht, was jetzt überall vor unseren Augen geschieht. Wenn das Verschwinden der Poesie so verhängnissvoll für ganze Völker wurde, so ist es gleich verderblich für jede Seele. Aus diesem Grunde freute ich mich beim Lesen Ihres lieben Briefs so sehr darüber, dass Sie poetischer Begeisterung zugänglich sind, ich freute mich, nicht weil Sie meine Uebersetzung lobten, sondern weil Sie so warm von Homer sprachen. Wahren Sie diese Flamme der Seele. Die Poesie braucht nicht ihr Hauptelement zu sein; wir dürfen an unserem Erdenhimmel nicht nur Regenbogen sehen; die Seele erleidet aber eine grosse Einbusse, wenn ihr Auge diesen Regenbogen verschlossen ist, die doch Regenbogen des Bundes sind, die, an sich nur ein Phänomen, vor unseren Augen aber Himmel und Erde verbinden. Selbstverständlich ist nicht alles in Versmaass Geschriebene Poesie. Es giebt sehr wenig Poeten, welche Lebensgefährten sein könnten; wenn man aber diese Wenigen zu Gefährten erwählte, muss man ihnen für sein ganzes Leben die Treue bewahren. Während der heilige Glaube alles unvollkommene Irdische beseitigt und uns das verleiht, was die Seele wünscht, hier auf Erden aber nicht finden kann, verschönert diese Poesie das Leben selbst, verleiht ihm die Frische, deren Fehlen das Leben zum Leichnam auf dem Tische des Anatomen machen würde, der im Cadaver mit seinem Scalpell Leben sucht und nur ein schreckliches Skelett findet. Die Volkspoesie, in der das ganze Leben der Nation wiederhallt, Homer, Dante, Shakespeare, Milton, die griechischen Tragöden, einige herrliche Dichter des Orients (ich nenne keinen der Neueren) — das sind Lebensgefährten. Eine Unterhaltung mit ihnen begeistert uns stets. In trüben Stunden wandelt diese Poesie,

einer Aeolsharfe gleich, das Brausen des Sturmes in Harmonie, in stillen Stunden der Seele erwärmt sie dieselbe mit dem Feuer reiner Begeisterung und stärkt sie zu strenger Lebensarbeit. Und so möge Gott Ihnen diese Poesie der Seele unangetastet erhalten, die Sie schon besitzen, die Sie hegen und pflegen müssen, ohne aber ihr Spielball zu werden, oder sie zum Spielzeug zu machen. Hier bemerke ich zugleich: soll ich Sie nicht schelten, wenn Sie mir nicht schreiben? Welch grossen Genuss würde mir die Lectüre dieser Ihrer Briefe bereiten, sowie die Möglichkeit, beim Beantworten derselben meine Gedanken und Gefühle ohne Rückhalt auszusprechen.

Ich schliesse diesen langen Brief, indem ich Ihnen nochmals Glück wünsche. Was Sie über Ihr Familienleben schreiben, rührt mich im Grunde meiner Seele. Ich bitte Sie, mich unbekannter Weise Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Grossfürstin vorzustellen. Wann werde ich selbst dieses Glück erleben? Meine Rückkehr nach Russland wurde so oft aufgeschoben, dass ich selbst den Glauben daran aufgebe. Jetzt allerdings danke ich Gott, dass er mich durch die Furcht vor der Cholera hier zurückgehalten hat, und dass mich die Umstände zwangen, aus Frankfurt nach Baden überzusiedeln. Seit wir aus Ems zurückkehrten, ging es meiner Frau noch schlechter; dieses zeigte sich besonders während der ersten Zeit unseres Aufenthaltes in Baden; deshalb consultirte ich Gugert. Es begann nun eine radicale Cur, die in Frankfurt unmöglich gewesen wäre, und ich fange an, zuversichtlich zu hoffen. Wie Gott will! Ich bitte Sie, diesen letzteren Umstand der Grossfürstin Cäsarewna mitzutheilen.

Leben Sie wohl. Aergern Sie sich nicht über meine greisenhafte Gesprächigkeit; bewahren Sie mir Ihre Huld wie früher, und damit Gott befohlen.

Shukowsky.

1849, 19. (31.) October, Baden-Baden.

XVI.

Dank, Dank, herzlichen Dank, Kaiserliche Hoheit, für Ihren liebenswürdigen, gnädigen und schönen Brief, den ich zwei Tage nach meiner Ankunft in Baden erhielt. Ich zögerte mit der Antwort, obgleich der Inhalt des Briefes den heissen Wunsch in mir erweckte, ihn sogleich zu beantworten. Ich überliefere Eurer Kaiserlichen Hoheit mein schuldbeladenes Haupt auf Gnade und Ungnade. Mein Vergehen ist um so grösser, als ich Ihnen zu Dankbarkeit verpflichtet bin für die Theilnahme, welche Sie meiner Tochter, der Odyssee, Ihrem Taufkinde, erweisen. Sie ist mein Liebling; sie erheiterte und belebte mein Alter so schön, dass es mir in ihrer poetischen Gesellschaft schien, als hätte ich wohl vierzig Jahre von den Schultern geschüttelt. Sie ist das Kind meiner Muse, welches mich am längsten überleben wird. Die Poesie hat in unserer Zeit viel Ansehen eingebüsst, nicht nur weil unser Zeitalter der Eisenbahn und des Journalschwinds nichts Poetisches enthält, sondern auch deshalb, weil die Dichter sie in den Schmutz der Parteikämpfe, in den Sumpf des Unglaubens und in die Pfütze unmoralischer Sinnlichkeit herabgezogen haben. Daher kann ich nicht hoffen, die Odyssee werde auf die grosse Leserwelt der Gegenwart einen tiefen Eindruck machen; aber nach Effect habe ich auch nicht gehascht. Ich wollte einfach einen Blick thun in den ursprünglichen Zustand der Poesie, in dieses verlorene Eden, wo zu seiner Zeit leichte, heilkräftige Lüfte wehten. Homer hat mir das verschlossene Thor dazu geöffnet und ich lebte glücklich in seinen leuchtenden Schöpfungen, deren Hauch so wonnig duftete, deren poetisches Rauschen so harmonisch begeisternd

klang mitten unter dem Gewinsel und Gestank der tobenden Menge, den Parlamentsschwätzern und falschen Poeten der Gegenwart. Ungeachtet dessen spreche ich meinem Poem nicht gänzlich den poetisch wohlthuenden Einfluss ab. Mit sechs und sechzig Jahren kann man sich selbst unparteiisch, und ohne eitel zu prahlen, beurtheilen. Gestützt auf mein inneres Gefühl, glaube ich in meiner Uebersetzung jene originelle Einfachheit bewahrt zu haben, welche im Homer so fesselnd sein soll (besonders in der Odyssee). Ich sage sein soll, denn das Original der Odyssee, ihre harmonische, poetische Sprache ist mir unbekannt. Ich versuchte, diese Harmonie durch das poetische Gefühl zu errathen; und mein poetisches Gefühl flüstert mir zu, dass das mir gelungen ist. Das sagen mir auch Sachverständige, die das Original mit der Copie vergleichen können. Wenn ich diese ursprüngliche Poesie wahrheitsgetreu nachgeahmt habe, so enthält sie ihrer Natur nach so viel Lebenskraft, dass sie auch für die Nachwelt nicht verloren geht. Unbemerkt und geheimnissvoll wird sie fort und fort leben, wie die warmen Gewässer, die dem Herzen der Erde entströmen, und ohne zu versiegen dem Kraft und Gesundheit verleihen, welcher sie an der Quelle trinkt. Dieses Werk hat meinen Dichterruf nicht vergrößert; nur sechs Menschen (Ew. Hoheit eingerechnet) haben mir ihr Urtheil über meine Arbeit mitgetheilt (nein! meine Rechnung stimmt nicht, ich muss zu den Sechs noch Drei hinzufügen); in meiner Familie konnte ich mein poetisches Naschwerk mit Niemandem theilen: ich verspeiste es allein; nur in Warschau fand ich eine gründliche Kritik Schewyrjeff's vor — mit einem Wort, nach Ruhm und Lobeserhebungen strebte ich nicht; aber mich freut der Gedanke, dass ich ein dauerndes Denkmal meines Lebens hinterlasse, und dass man nach meinem Tode in meiner Familie und in allen Familienkreisen, wo der Sinn für wahre Poesie bewahrt wird, meiner gedenken und froh von den Lebenssorgen bei der Lectüre meines Homers ausruhen wird, wie der müde Wanderer unter dem Schatten der Eiche am Wege neben dem hell rieselnden Brunnen aus-

ruht, und dankbar dessen gedenkt, der einstmal diese Eiche für den Wanderer pflanzte und den Brunnen grub.

Ich habe da aber unglaublich viel geschwatzt. Entschuldigen Sie, ich bin nicht umsonst alt geworden, Sie aber haben mich durch Ihren lebenswürdigen Brief unwillkürlich zum Schwatzen verleitet. Es freut mich aber, dass Sie der Poesie so zugänglich sind, das praktische thätige Leben allein kann Ihnen nicht genügen; die Seele fordert Poesie und Glauben. Erstere bringt das Himmlische zur Erde, letzterer aber führt sie vom Irdischen zum Göttlichen und ergänzt alles Irdische, das so ungenügend, so unzuverlässig ist.

Was Sie in Ihrem Briefe von Ihrem Georgskreuz schreiben, hat mich tief gerührt. Das Gefühl der Unwürdigkeit, welches Sie so ergeben aussprechen, enthält viel wahre Würde. Wer nach dem Erhabenen nur aus Liebe zu dem Erhabenen strebt, oder richtiger gesagt, aus Liebe zur Quelle alles Erhabenen, aus Liebe zu Gott, der wird sich nie überschätzen, dafür aber auch niemals von dem Wege, der ihn zum Ziele führt, abirren. Unsere Laufbahn ist eine Treppe; wer die erste Stufe betrat, wird, wenn er nicht blind oder unsinnig ist, nur zu der Erkenntniß kommen, dass er noch nicht am Ziele ist, dass er noch steigen, nicht aber sich auf der Höhe wähen muss. Ich rufe Ihnen ein Glück auf! zu, auf Ihren Weg zur Höhe.

Ferner freute ich mich sehr über die Ansichten, die Sie in Ihrem lieben und ausführlichen Briefe über den Krieg im Allgemeinen aussprechen. Sie haben sich nicht blenden lassen von dem Glanz des wogenden, poetischen Soldatenlebens, sich nicht berücken lassen von dem Reiz, den diese mächtige Entfaltung aller Geisteskräfte, diese todesmuthige Begeisterung, dieses verdoppelte Bewusstsein des Lebens gewährt, das durch die Todesgefahr noch besonders an Reiz gewinnt — es wäre aber auch nicht recht, wenn Sie sich in Ihrem Alter in den Krieg verliebt hätten. Seine poetische Schönheit vermochte Sie aber nicht zu verlocken. Ungeachtet dessen, dass Sie von seinen Gefahren naschten, die einem jungen tapferen Herzen so gefallen, haben Sie die ruhige Ueberlegung bewahrt und das ganze

Elend, das Gefolge eines jeden Krieges, zu überblicken vermocht. Und dieses ist um so beruhigender, als Sie Zeuge eines gerechten Krieges gewesen sind, eines Krieges, der zur Rettung der Wahrheit unternommen und glänzend zu Ende geführt wurde. Ich hoffe, Gott wird uns vor einem neuen Kriege bewahren. Die Unterwerfung Ungarns, diese uneigennützig und grossmüthige That, hat den Russischen Zaren zu solcher Höhe erhoben, dass er erhaben ist über die unsinnige Frechheit der Türken, die England zu seinen Puppen gemacht hat, um sie vor den Augen Europas an dem Drathe nach seiner Pfeife tanzen zu lassen und, hinter diesem Puppentheater versteckt, in einem günstigen Augenblick Aegypten zu stehlen. Gott bewahre uns davor, dass wir England durch Vergiessen Russischen Blutes einen Gefallen erweisen! Meine Phantasie beschäftigt jetzt ein Ereigniss anderer Art. Mir scheint jetzt der Augenblick gekommen zu sein, wo Russland einen unübertrefflichen Ruhm erlangen könnte, einen Ruhm, der unberechenbar wohlthätige Folgen haben kann. Die grosse Schicksalsuhr hatte bereits einmal diese Stunde verkündet, wir überhörten aber damals ihren mahnenden Schlag im Geräusche der Feierlichkeit. In Adrianopel schenken wir dem Sultan Frieden. Damals konnten wir durch ein Machtwort die Aufgabe aller Kreuzzüge lösen, die nach so viel Noth und Elend nur das Resultat hatten, dass die Feinde der Christenheit noch jetzt das Grab des Erlösers besitzen. In Adrianopel konnte der Russische Zar dem Sultan sagen: Jerusalem ist frei, es gehört fortan dem christlichen Europa. Der gegenwärtige Zeitpunkt scheint mir ebenso geeignet, dieses entscheidende Wort auszusprechen, und welch heiliger Ruhm für Russland, wenn sein Zar, den die verblendeten Türken beleidigten — ein friedenspendender Hodofred unseres Jahrhunderts — dieses Wort spräche! Würden's die Türken wohl wagen, nicht zu gehorchen, wenn unser Zar jede persönliche Genugthuung zurückweist und alle Mächte Europas zur Befreiung unseres geknechteten Heiligthums aufruft? Und würden die christlichen Mächte es wagen, diesem Aufrufe

nicht Folge zu leisten? Das ist kein Aufruf zu einer ungerechten Eroberung, zu einem gewaltsamen Eingriff in ein Eigenthum, welches die Dauer des Besitzes sanctionirte. Mögen die Türken sowohl Syrien als auch das ganze Palästina behalten, aber der Ort, an dem sich die Rettung der Menschheit vollzog, der Ort, der durch das Erdenleben und den Versöhnungstod des Erlösers verherrlicht ist, darf nicht in der Gewalt seiner Feinde bleiben. Wenn wir Christen im wahren Sinne des Wortes sind, so ist das Grab des Erlösers für uns nicht nur ein historisches Denkmal: es ist das grösste Heiligthum des Menschen, es ist der Ort auf Erden, wo sich unser Leben inmitten des Irdischen mit dem Himmlischen und Ewigen vereint. Von diesem Orte ging die Wiedergeburt und Erlösung der gefallenen Menschheit aus; hier vollzog sich die Versöhnung der Gottheit mit ihr, hier erschloss sich ihr die Thür zum Eintritt in das Haus des Allerhöchsten Vaters. Und das geschah nicht nur für die Christen, sondern auch für die ganze Menschheit. Wir sind den Uebrigen nur vorausgeeilt, die aber bis jetzt zurückgeblieben sind, werden gleich uns im grossen Vaterhause Aufnahme finden. Sind wir Christen, so glauben wir auch daran, d. h. an die unaussprechliche Heiligkeit dieses Grabes, glauben ohne zu zweifeln. Ohne diesen Glauben giebt es kein Christenthum. Wie soll man aber die Gleichgültigkeit erklären, mit der Europa, das christliche Europa, das seine Grösse der gesellschaftlichen Entwicklung verdankt, sich die Beschimpfung seines heiligsten Schatzes gefallen lässt? Angesichts seiner Macht herrscht ein uncivilisirtes, entnervtes Volk von Ungläubigen frech über diesen Schatz, und in Folge dieser Sklaverei beleidigen die Christen selbst ihr Heiligthum durch die Feindschaft der Secten am heiligen Grabe, dieser Quelle des Friedens und der Versöhnung. Natürlich würde dieses nicht der Fall sein, wenn dieses Grab vor der schändlichen Schmach gerettet wäre. Wir bauen Eisenbahnen, bedecken weite Strecken mit Telegraphennetzen, strengen uns auf das Aeusserste an, verbrauchen Geld, Schweiss und Blut der Leute, um niedriger

verächtlicher Gewinnsucht zu fröhnen, um materiellen Vortheil zu gewinnen und sinnliche Genüsse zu haben, das Heilige aber, dasjenige, worauf das Seelenleben und die sociale Ordnung beruht, das vergessen wir. Kein Wunder, wenn unser aufgeklärtes Jahrhundert das heilige Wort: Von Gottes Gnaden aus dem Titel der irdischen Macht zu streichen beschloss und die Reformatoren der Reiche jetzt öffentlich darüber verhandeln, ob Reich und Regent eine bestimmte Religion haben müssen, ob nicht jede Religion für sie am Ende doch nur einen politischen Sinn hat und ähnliches mehr? Ich wiederhole nochmals: ich predige keinen Kreuzzug. Blutvergiessen für Christus oder zur Ehre Christi ist Gotteslästerung. Aber Jerusalem muss der christlichen Welt angehören, und die Abhängigkeit des Grabes Christi muss endlich aufhören. Das scheint mir so klar, so unumgänglich nothwendig zu sein, dass man sich unwillkürlich wundert, dass das bis jetzt noch nicht geschehen ist. Und ich fürchte nur, Jemand könnte uns bei dieser grossen That zuvorkommen. O! in alle Herzen wird der Blitz der Begeisterung und des Entzückens zündend einschlagen, wenn unser grosser Zar, dessen ganze Regierung ein Muster strenger politischer Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe war, jetzt, im Augenblick des herrlichsten Ruhmes, nicht als Eroberer, sondern als Beschützer und Vermittler im Rathe der Herrscher sagen wird: „Lasset uns Gott geben, was Gottes ist; das heilige Grab des Erlösers und die heilige Stadt, die es in ihren Mauern birgt, dürfen weder Russland, England oder Frankreich u. s. w. einerseits, noch den Türken andererseits gehören — sie müssen Gott, dem Erlöser, gehören. Die christlichen Mächte müssen ihnen ihren gemeinsamen Schutz angedeihen lassen; jede christliche Macht muss einen Theil ihrer Streitkraft dazu hergeben, und die heilige Stadt, die dann aus der Gewalt der Muselmänner befreit ist, muss, da sie von muselmännischen Besitzungen umgeben ist, durch einen freien, sicheren Weg mit dem Meere verbunden sein, damit sie für alle Zeit den Christen zugänglich sei. Alle übrigen Besitzungen der Türken aber können ihnen als ihr

rechtmässiges Eigenthum gesichert werden.“ Ich kann mir nicht vorstellen, dass auf diese Aufforderung eine ablehnende Antwort folgen könnte. Und könnte das nicht ausserordentlich wichtig für das Christenthum, für die Vereinigung aller Kirchen sein (um die wir beständig beten), wenn sich am Grabe des Erlösers, dem gemeinsamen Mittelpunkte, alle Confessionen frei und ungezwungen im Gefühl eines und desselben mächtigen Glaubens vereinigten.

Dieses erhabene Werk muss Russland zufallen! Russland muss dieses Ereigniss in der Chronik der Menschheit verzeichnen; Russland — der rechtmässige Erbe des ursprünglichen Christenthums. Und mit der Ausführung dieses Werkes beginnt eine neue Periode in seiner Mission. Diese Mission ist die Wiederherstellung der Kirche in ihrer ursprünglichen Reinheit und Heiligkeit, nicht durch das Schwert, nicht durch Bedrückung, nicht durch schrecklichen Zwang, sondern durch das Beispiel reinen, opferfreudigen Glaubens. Dieses Ereigniss würde auf die Zeitgenossen einen unbeschreiblichen Eindruck machen — keinen politischen, sondern einen rein moralischen. Unter dem Einflusse zerstörender und zersetzender Doctrinen, welche alle Grundsätze, den Bestand und die Bedingung der gesellschaftlichen Ordnung zerstört haben, ist die Politik in unserer Zeit vom rechten Wege abgeirrt. Keine moralische Kraft vermag das Zerstörte wieder herzustellen. Die materielle Kraft der Kanonen konnte allerdings die Revolution unterdrücken, diese Revolution ist aber nur ein Symptom, eine Erscheinungsform der Krankheit, an welcher der politische Körper leidet und die schliesslich unheilbar werden und einen letalen Verlauf nehmen muss. Kanonen können die Ordnung nur auf eine kurze Zeit herstellen, nicht aber dauernd begründen. Dazu ist die Radicalcur der Moral und des Glaubens erforderlich. In welcher Apotheke kann man diese Arznei bereiten? Alle Apotheken brauchen gegenwärtig Gift zu ihren Mixturen; und wenn man auch eine heilsame Arznei bereitete, wäre es dennoch schwierig, den Kranken zum Trinken derselben zu bewegen; er schwindet dahin an Unglauben und moralischer

Schwäche (bekanntlich glauben die Schwindsüchtigen nicht, dass ihre Krankheit gefährlich ist). Wenn die Repräsentanten der obersten Gewalt Massregeln ergriffen, in denen sich plötzlich vor den Augen der Völker Ehrfurcht vor dem Heiligthume, welches sie verwarfen, offenbart, so würde das gewiss einen heilsamen Einfluss auf die Seelen ausüben, die durch Krankheit verzehrt und aufgerieben werden. Dieses ist um so wahrscheinlicher, als schon jetzt in der Krankheit eine Krisis eingetreten ist: überall bemerkt man eine Bewegung, ähnlich der Trauer über den Verlust des Heiligthums; das Bewusstsein des Verlustes, der Wunsch, das Verlorene wiederzugewinnen, scheint sich zu regen. Dieses Gefühl ist aber noch dunkel. Die Herzen sind versteinert. Mit starkem Schläge muss man in diesem Steine Glaubensfunken erwecken, der Feuerstahl aber wird in der reinen und mächtigen Hand des Russischen Zaren am wirksamsten sein.

Es ist aber Zeit, dass ich schliesse. Ich habe, wie mir scheint, schon zu viel geschrieben. Verzeihen Sie mir, Kaiserliche Hoheit. Ich wage es nicht, um Antwort auf meinen langen Brief zu bitten, würde aber durch eine solche beruhigt werden. Gott bewahre Sie und Ihre Familie jetzt und immerdar.

Shukowsky.

1849.

XVII.

Ich bringe Eurer Kaiserlichen Hoheit meinen herzlichsten Glückwunsch dar zu dem neuen Glück, das Gott Ihnen bescheert hat. Möge Er Ihren Sohn segnen, auf dass er lange lebe, Ihnen zur Freude, Gott zur Ehre; möge sein Leben dem Zaren und dem Reiche zu Nutzen und Ruhm gereichen. Ich weiss, dass Sie ein lebendiges und warmes Herz haben und kann mir sehr wohl vorstellen, wie Sie sich über Ihren lieben Kleinen freuen; mir selbst erscheint es wunderbar und zugleich rührend, wenn ich bedenke, dass Sie, den ich bei meiner Abreise aus Russland am Schultische sitzen sah, bereits Familienvater sind, dass Sie bereits von Pulverdampf geschwärzt wurden und auf Ihren Reisen mehr Länder sahen, wie mein Odysseus, den ich Ihnen in Russischem Gewande vorgestellt habe. Wie die Zeit vergeht! Das können Sie in Ihren jungen Jahren noch nicht bemerken; in meinem Alter wird der Schritt der Zeit von Stunde zu Stunde auffallender. Und gerade jetzt haben sich so viel Pläne für die Feder in meinem Kopfe angesammelt, dass ich im Voraus weiss, dass der Tod, dessen nahender Schritt stündlich vernehmbarer wird, mich nicht einmal die Hälfte dessen wird vollenden lassen. Das Geräusch dieser Schritte schreckt mich nicht, ich möchte aber dem Leben noch ungefähr zehn Jahre abgewinnen. Gottes Wille geschehe!

Haben Sie, Kaiserliche Hoheit, meinen Brief mit den Jerusalemer Träumereien empfangen? Ich kann zwar nicht verlangen, dass Sie den Briefwechsel mit mir fortsetzen und thue das auch nicht; aber Ihre beiden letzten Briefe, die so freundlich und ausführlich waren, machten in mir den Wunsch

rege, häufiger Briefe von Ihnen zu erhalten. Allerdings sind Sie durch Staatsgeschäfte in Anspruch genommen; diese Thätigkeit ist aber eine derartige, dass sie zuweilen den Wunsch nach Ruhe hervorrufen muss, die Sehnsucht nach der ächt menschlichen Thätigkeit, sich seinen eigenen Gedanken unbekümmert zu überlassen, ihnen Ausdruck zu verleihen und sich aufrichtig mitzutheilen: dieses Austauschen der Gedanken und Gefühle erfrischt und bildet Herz und Seele. Mag uns unser Wirkungskreis in der Aussenwelt noch so sehr fesseln, so steht unser inneres Leben, unser Seelenleben dennoch höher: es gehört in dieser Welt ausschliesslich uns an, es bleibt auch im Jenseits unser unveräusserliches Eigenthum. Der Briefwechsel mit Personen, von denen wir sympathisch angezogen werden, versetzt unsere Seele in dieses innere Leben, wo wir alsdann in stiller Einsamkeit ausruhen und diese Einsamkeit gern mit einer sympathischen Seele theilen. Dass zwischen uns Seelensympathie besteht, das glaube ich. Sie haben mir stets besonders gefallen, und ich bin überzeugt, dass zwischen uns in mancher Hinsicht ein reger geistiger Verkehr noch jetzt bestehen könnte, wo Sie thätig in's Leben treten, ich aber an der Grenze meines Lebens stehe und zurückschaue auf den langen Weg, den ich zurückgelegt. Dieser Weg war freilich ein schmaler Fussweg, obgleich er durch das Haus des Russischen Zaren führte; Blumen der Erkenntniss habe ich nicht viel gepflückt; ich bin kein praktischer Mensch und in dieser Beziehung können meine Lebensanschauungen Ihnen nicht viel nützen. Aber einige rein theoretische Regeln von Jemandem zu hören, der Sie innig liebt und stets offen ausspricht, was er denkt und nur von gutem Willen beseelt ist, dürfte Ihnen — wenn auch nicht durch den belehrenden Inhalt, so doch durch Ihre eigenen Gedanken darüber — immerhin nützlich sein. — Ich definire Theorie und Praxis folgendermassen: Theorie ist das Bewusstsein dessen, was man stets thun und was man stets unterlassen soll. Praxis ist das Bewusstsein dessen, was man im Augenblick thun soll, oder die Kunst, zu rechter Zeit seine

Kenntnisse zu verwerthen. Compass und Karte auf dem Schiffe sind z. B. die Theorie, das Steuerruder ist die Praxis; ohne Compass und Karte würde das Schiff, wenn der Kapitän das Steuer auch noch so kräftig regierte, seinen Cours verlieren; ohne Steuer kann man weder Karte noch Compass brauchen; beide zusammen leiten und retten Schiff, Kapitän und Mannschaft. Unsere Zeit lehrt mehr als jede andere, dass ohne feste unerschütterliche Grundsätze, denen man um keinen Preis ungetreu werden darf, ohne Muth und ohne Kenntniss dieser Regeln, nach denen man im entscheidenden verhängnissvollen Moment handeln soll, keine gesellschaftliche Ordnung bestehen kann. Als die Regierungen hartnäckig die von altersher bestehenden Gesetze ausser Acht liessen, brach die Revolution in Deutschland aus, die nichts Anderes war, als der Ausbruch einer längst kochenden Lava; als aber der Ausbruch erfolgte, wusste kein Repräsentant der obersten Gewalt in Deutschland, wie und wohin er das Steuer des ihm anvertrauten Schiffes lenken sollte.

Ein anderer Vergleich: Nach dem Vorbilde der göttlichen Woche, das heisst der sechs Schöpfungstage, die im siebenten, dem Ruhetage, einen Abschluss fanden, ist die menschliche Woche eingesetzt, die in ihrem geregelten Gange eine Masseinheit des menschlichen Lebens bildet. Auf den ersten Wochentag folgt der zweite, dann die übrigen; aus diesem ewigen Laufe lässt sich auch nicht der billionste Theil eines Augenblickes stehlen: der Montag geht unmerklich in den Dienstag über. Was geschähe wohl, wenn es Jemandem einfiele, alle seine Kräfte anzuspannen, um vom Montag auf Mittwoch überzuspringen? Er würde sich nur vergeblich anstrengen und abmühen, ohne seinen Zweck (welcher der Natur nach unerreichbar ist) zu erreichen. Die Revolution ist diese unsinnige verderbliche Anstrengung, vom Montag auf Mittwoch überzuspringen. Aber auch der Versuch, vom Montag auf den Sonntag zurückzuspringen, ist ebenso vergeblich und kann ebenso verderblich werden. Das eine ist die Revolution um des Fortschrittes willen, das andere — die Revolution um

des Rückschrittes willen. Welchen Rath ertheilt uns hier die Theorie, die uns darüber belehrt, was man immer thun soll? Sie sagt: erzwingen nicht, was du nicht überwältigen kannst; verwandle nicht den Montag in den Mittwoch, oder umgekehrt in den Sonntag. Aber was sagt die Praxis? Die Praxis ist mit ihrer Schwester Theorie einverstanden. Mit scharfem Blicke zieht sie die mathematische Linie, welche den Montag vom Dienstag scheidet; sie verkündet mit lauter Stimme diesen Uebergang. Und diese Donnerstimme, die auch die entsprechende Thätigkeit regelt, d. h. die Thätigkeit, die schon dem Dienstag, nicht mehr dem Montag, angehört, ist die rechtzeitige Reform, die zugleich dem Gesetze der ewigen Wahrheit entspricht.

Die ganze lange Einleitung läuft darauf aus, dass es mir ungemein erfreulich wäre, von Eurer Kaiserlichen Hoheit ein paar Zeilen zu empfangen, mit denen Sie ja auch nicht geizen können, da Sie jetzt glücklich sind; wer aber glücklich ist, der ist freigebig. Gewiss wurden bei der Geburt Ihres Sohnes unter die Armen Almosen vertheilt. Vergessen Sie mich nicht bei dieser Vertheilung: beschenken Sie mich mit einigen Zeilen, die für mich ein grosses Capital ausmachen werden.

Zum Schluss bitte ich Ew. Hoheit, Ihren Kaiserlichen Majestäten meinen treuunterthänigsten Glückwunsch zur Vergrösserung Ihrer Familie zu unterbreiten. Ich bin noch nicht so glücklich, Ihrer K. Hoheit der Grossfürstin persönlich bekannt zu sein. Seien Sie so gütig, Ihrer Hoheit in meinem Namen herzlich Glück zu wünschen, das ja auch das Ihre und meinem Herzen theuer ist.

Shukowsky.

1850, 2. (14.) März. Baden-Baden.

59
3

XVIII.

Zwischen dem letzten Briefe, den von Ew. Kaiserlichen Hoheit zu empfangen ich das Glück hatte, und diesem Briefe, liegt ziemlich viel Zeit. In Ihrem Briefe theilten Sie mir in rührenden Worten mit, was Ihr Herz bei der Geburt und Taufe Ihres Sohnes fühlte. Ich bringe Ihnen jetzt meinen Glückwunsch dar zur Geburt Ihrer Tochter. Nehmen Sie ihn mit dem Wohlwollen, welches ich stets in Ihrem guten Herzen fand, und in dem festen Glauben auf, dass Ihr Glück das meine ist. Ich kann nicht ohne Trauer daran denken, dass ich die ersten Augenblicke Ihrer neuen Freude mit Ihnen hätte persönlich theilen können: meine Abreise nach Russland war vollkommen vorbereitet; zwei Tage vor dem Abreise-Termin erkrankte mein Auge, und jetzt sitze ich schon länger als zehn Wochen im Dunkeln, kann weder arbeiten noch lesen, und schreibe, wie Sie sehen, mit einem Bleistift, wobei ich mich einer Maschine bediene, welche mein erfinderischer Genius für den Fall der Blindheit geschaffen hat, und mit deren Hilfe ich mit geschlossenen Augen schreiben kann. Viel kann ich aber auch mit der Maschine nicht schreiben: die Augen sehen, ohne etwas zu erblicken, und das ermüdet sie. Ich muss auch jetzt schliessen. Wenn Ew. Hoheit mir eine frohe, köstliche Stunde schenken wollen, so schreiben Sie mir ein paar Zeilen als Antwort auf meinen Brief. Der Brief, welchen Sie mir bei der Geburt Ihres Sohnes schrieben, ist mir ein theures Kleinod. Schenken Sie mir ein solches auch zur Geburt Ihrer Tochter und sagen Sie mir dabei, mir, der armen Waise in der Fremde, etwas von dem, was in Russland in Ihrer Umgebung vorgeht.

Gott segne Sie und Ihre ganze Familie.

Shukowsky.

24. Sept. (6. Octbr.) 1851. Baden.
